Der Jugend

Lust und Lehre

in neuen

Fabeln, Märchen und Erzählungen

von

Friedrich Blaul.

Kempten.
Druck und Verlag von Tobias Dannheimer.
1846.



<36635354870014

Der Jugend

Lust und Lehre.


Fabelbuch.

Der Jugend

Lust und Lehre

in neuen

Fabeln, Märchen und Erzählungen

von

Friedrich Blaul.

Kempten.
Druck und Verlag von Tobias Dannheimer.
1846.

Inhalt.

Meinen Kindern.

Als der Vater dies Büchlein gemacht,
Hat er zunächst an euch gedacht,
Aber nicht minder
An alle andern Kinder,
Besonders an die braven,
Die brav sind, auch wenn sie nicht schlafen.
Aber die unartigen und bösen
Dürfen's doch auch lesen;
Denn es ist dazu gedichtet
Und so nett eingerichtet,
Daß es ein Büchlein wäre
Vielen zur Lust und Allen zur Lehre.



Der ständige Begleiter.

Ein Knabe sah ein seltsam Ding,
Das vorne bald, bald hinten ging,
War schwärzlich oder dunkelgrau,
Glich an Gestalt ihm ganz genau.

Wenn er an einem Hause stand,
Sah er den Grauen an der Wand.
Ging er auf freiem Weg dahin,
Begleitete der Graue ihn.

Erst mit Verdruß, zuletzt mit Zorn
Sah er ihn neben, hinten, vorn.
Am meisten hat ihn aufgebracht,
Daß der ihm Alles nachgemacht.

Wenn er Hand oder Fuß bewegt,
Der Graue ebenso sich regt,
Und wenn er plötzlich stille steht,
Der Graue auch nicht weiter geht.

Das wird dem Knaben doch zu toll.
„Wie?“ denkt er: „dieser Bursche soll
Mich necken, wo ich geh' und steh'?
Wart' nur, dem thu' ich tüchtig weh!“

Zu einem Fußtritt holt er aus:
Der Graue ist ihm schon voraus.
Er schlägt nach ihm in wilder Wuth:
Das nämliche der Graue thut.

Er läuft ihm nach im blinden Zorn:
Der Graue bleibt doch immer vorn.
Er dreht sich um in seinem Grimm:
Der Graue ist dicht hinter ihm.

Und was er thut, und was er treibt,
Der Graue immer bei ihm bleibt.
Er schlägt, er läuft, er geht gemach,
Der Graue macht ihm Alles nach.

Am Ende lacht der Knabe blos;
Den Grauen wird er doch nicht los.
Ihr sagt: Das ist doch sonderbar!
Sagt nun auch, wer der Graue war.

Einer wacht.

Ringsum ist Nacht,
Kein Mensch mehr wacht,
Es ist so still wie bei den Todten:
Da schleichet leis
Heimlicherweis
Ein Dieb auf eines Hauses Boden.

Der Dieb greift an,
Nimmt, was er kann,
Und schleicht mit seinem Raub zurücke.
Doch plötzlich bricht
Ein helles Licht
Herein durch eine Fensterlücke.

Der Dieb schaut hin,
Ihm ist zu Sinn,
Er seh' ein groß Gesicht am Fenster.
Weg mit dem Raub!
Fort aus dem Staub! —
Wie? sieht der Dieb vielleicht Gespenster?

Gespenster nicht,
Des Mondes Licht
Das sah ihm zu bei seinem Treiben.
Es fiel ihm fast
Wie Centnerlast
Aufs Herz, er konnte nicht mehr bleiben.

Er denkt bei sich:
„Es siehet dich
Der, welcher droben wohnt im Lichte.
Das zeiget klar
Und offenbar
Des Mondes helles Angesichte.“

Wohl hat er Recht,
Darum erfrecht
Er niemals wieder sich, zu stehlen.
Das merk' auch du,
Gott sieht dir zu,
Ihm kannst du keine That verhehlen.

Wenn Alles schläft,
Kann sein Geschäft
Kein böser Mensch ganz ruhig treiben;
Denn Einer wacht
In jeder Nacht,
Und dem kann nichts verborgen bleiben.

Der Kornwurm.

Ein Bauer, welchem Jahr für Jahr
Das liebe Korn zu wohlfeil war,
Der gerne hört', wenn Alt und Jung
Laut klagte über Theuerung,
Dacht' einst: „So wohlfeil darf's nicht bleiben.
Man muß die Preise höher treiben."

Zu seinem Waizen, Korn und Spelt
Kauft er noch mehr um vieles Geld,
Er füllt ein ganzes Magazin
Auf günstigere Zeiten hin.
Er denkt: „Ich werd' die großen Haufen
Um vieles theuerer verkaufen."

Vergangen war ein Jahr im Flug,
Noch war kein Preis ihm hoch genug.
Ein zweites Jahr, und gleicherweis
Viel zu gering schien ihm der Preis.
Er kann es auch noch länger wagen,
Das Geld wird seine Zinsen tragen.

Doch sieh', an einem schönen Tag
Schwärmt, wie aus einem Taubenschlag,
An unsers Kornbesitzers Haus
Ein Fliegenheer zum Dach heraus.
Wie ist der Wucherer betrogen!
Sein Korn ist all davon geflogen.

Gewiß mit vollem Recht verliert,
Wer auf das Unglück speculirt.
Wer nicht genug bekommen kann,
Dem geht's, wie diesem reichen Mann.
Wem so der Geiz den Sinn verkehrt,
Der werd' auf solche Art belehrt.



Des Pferdes Lebenslauf.

Auf einer grünen Haide
Befand sich zur Weide
Eine ganze große Heerde
Junger, munterer Pferde.
Die sprangen und rannten in toller Lust,
Denn noch keines von ihnen hatte gewußt
Von einem Zaum oder Zügel,
Von einem Reiter in Sattel und Bügel,
War keines noch gespannt vor den Wagen,
Hatte noch keines eine Last getragen;
Waren noch lauter Füllen
Voll Lust und Muthwillen.

Zu diesen kam einst über die Quere
Eine alte, abgelebte Mähre,
So ein rechtes Pferdsgerippe,
Das selten Hafer sieht in der Krippe.
Wie haben da die Füllen geschaut,
Wie haben sie da gewiehert laut!
Sie haben sich alle zusammen gerottet
Und laut den häßlichen Gaul verspottet,
Der so matt und elend daher ging.
Dessen Kopf fast bis auf den Boden hing.

Da sprach aber die Mähre:
Ihr Jungen, hört meine Lehre,
Höret mein Schicksal und Leben.
Wie ich, so werdet ihr eben.
Einst war ich auch so ein Füllen
Voll Kraft und Muthwillen,
Ging einst auch zur Weide
Auf dieser nämlichen Haide;
Dachte, wie ihr, nicht im Traum
An Sporen, Sattel und Zaum,
Trug, wie ihr, die gelenken Glieder
Die weite Haide auf und nieder
Immer lustig, ohne Sorgen.
Siehe, da kamen an einem Morgen
Die stolzen Herren der Pferde,
Die Menschen, die Beherrscher der Erde,
Die mit ihren Schlingen
Mich einfingen.
Da war sie aus, die schöne Zeit,
Da begann der Jammer, das Leid.
Der ich früher keinerlei Last gelitten,
Ich ward gebändigt und zugeritten.

Und doch konnt' ich's immer noch loben,
Ich war ja zum Leibroß erhoben,
Und galt mehr als alle
Im ganzen Stalle.
Da waren Riemen und Zügel,
Sattel, Gurten und Bügel
Mit glänzendem Silber beschlagen,
Denn der, den mein Rücken getragen,
War ein stolzer, schmucker Herr Von,
Von altem Adel, ein reicher Baron.
Doch was hilft Silberschmuck
Gegen den Sporendruck?
Was nützet des Reiters Würde
Dem, der ihn trägt als Bürde?
Und doch muß ich sagen:
Ich war noch glücklich in jenen Tagen,
Hatte nicht über Hunger und Schläge zu klagen.

Aber es mehrte sich mein Leid
In der Folgezeit.
War einst mit meinem Ritter
Draußen im Ungewitter,
Da scheut' ich vor dem Blitz,
Mein Herr, zu locker im Sitz,
Lag, eh' er sich es versah
Am Boden da.
Zur Stunde war er wie umgewandelt:
Ich mußte fort, ich wurde verhandelt.

Ein reicher Bürger, einer von denen,
Die sich höher als Adlige wähnen,
Weil das liebe Geld
Sie höher gestellt,
Nicht ihr Verstand und Witz,
Der bracht' mich in seinen Besitz.

Ich war bei dem Mann
Nicht so ganz übel dran,
Aber es war eben
Doch ein ganz ander Leben.
Statt blos zum Reiten,
Gebraucht' er mich nach beiden Seiten:
Man spannte mich vor den Wagen,
Und so mußt' ich ziehen und tragen.
Mein neuer Herr von Geld
War, wie alle Reichen in der Welt,
Er fand alles Glück und Heil
Lediglich im Vortheil.
Ich hatte nicht Ruhe noch Rast,
Sondern jeden Tag meine Last,
Und das drückte meine schlanken Glieder
In kurzer Zeit gewaltig nieder.
Und als ich mager wurde und kränklich,
Sprach der Geldsack ganz bedenklich:
„Peter" — so hieß der Knecht —
„Der Hans gefällt mir nicht recht.
Er fällt vom Fleisch, kriegt lange Haare,
Während ich doch nicht am Futter spare.
Peter, füttre ihn ein wenig heraus,
Er muß fort aus dem Haus.
Nach seinem Alter
Taugt er noch gut für den Posthalter."

Und richtig kam ich zur Post,
Mußte laufen bei schmaler Kost,
Habe Tag und Nacht
Auf der Straß' zugebracht.
Postgaul sein, ist keine Kinderei,
Es ist eine ewige Schinderei.

Denn je länger die Postillone saufen,
Desto stärker müßen die Pferde laufen,
Und sogar mancher Hieb
Fällt einem Trinkgeld zu lieb.
Kamen keine Passagiere,
So mußten wir armen Thiere
Auf das Feld vor den Pflug,
Und oft vom Pflug an den Postzug.

Zwei Jahre hielt ich mich wacker
Auf der Straße wie auf dem Acker,
Aber das dritte ging nicht herum,
Da war ich steif und krumm,
Da kam just so ein Landläufer,
Ein roher Fuhrmann, ein Branntweinsäufer,
So ein rechter Flucher und Prahler,
Der kaufte mich für einige Thaler.
Nun zieh' ich, in einen Karren gespannt,
Jahrein, jahraus umher im Land,
Bin krank und elend, müd' und matt,
Werd' nie an Heu und Hafer satt,
Und soll mit meinen steifen Knien
Unausgesetzt den Karren ziehen;
Und stolpert mein krummes Bein
An einem Loch oder Stein,
Schlägt der Fuhrmann voll Wuth auf mich ein.
Er ist ein Kerl ohne Gefühl.
Mit seinem Peitschenstiel
Hat er vor wenigen Tagen
Mir ein Aug' ausgeschlagen,
Und unter seinen rohen Händen
Werd' ich bald schrecklich verenden.



Doch ich wollte, es wär' schon so weit,
Es ginge zu Ende mein Leid,
Denn mit jedem Tage
Wächst meine Plage,
Gegen meine Noth
Schützt nur der Tod.

So sprach zu der Füllenheerde
Die Mähre, der Schatten von einem Pferde.
Und alle die Jungen,
Die so lustig herbeigesprungen,
Die sich um die Mähre zusammen gerottet,
Sie haben jetzt nicht mehr derselben gespottet,
Sie haben sie nicht mehr verachtet,
Sondern mit Mitleid betrachtet,

Sie haben nicht mehr wiehernd gelacht,
Sondern mit Schrecken bedacht:
So geht es uns Pferden,
Wenn wir alt werden!

Die sich zusammen rotten,
Um des Elends und Alters zu spotten,
Die mögen bedenken,
Daß sie nur sich selber kränken.
Denn es kann auf Erden
Jeder arm, elend und alt werden,
Und wer es wird, den bewahre Gott
Vor kaltem Hohn und frechem Spott!

14

Das Störchenest.

Auf einem hohen alten Thurm,
Frei, ausgesetzt dem Wettersturm,
Doch gegen Sturm und Wetter fest,
Befindet sich ein Störchenest.

Ein armer kranker Knabe lag
Am Fenster oft den halben Tag,
Und sah, gezwungen wohl zur Ruh',
Storchvater und Storchmutter zu.

Er sprach: „die Jungen haben's gut
In Vater- und in Mutterhuth;
Wie klappern sie so froh und frei,
Wenn ihre Mutter fliegt herbei!

Hat's niemand besser in der Welt,
Sie sehn hinaus ins weite Feld,
Und wiegen sich in Luft und Wind,
Sobald sie einmal flügge sind.

Auch sind, wenn Regen sie erschreckt,
Vier Flügel über sie gedeckt,
Da ruhen sie so weich und warm;
Die haben weder Gram noch Harm."

Doch eines Morgens wieder schaut
Der Knab' hinauf, da klappert's laut.
Rings fliegen da der Störche viel,
Sie haben jetzt ein ander Ziel.

Die Zeit ist da, sie müßen ziehn
Weit nach dem warmen Süden hin.
Es ist ja Herbst, und da verläßt
Ein jeder Storch das alte Nest.

„Doch sieh', was geht da oben vor?
Sagt, was beginnt der Störche Chor?
Storchmutter selbst erfaßt in Wuth
Ein Junges, das im Nest noch ruht.

Ach sieh' doch Mutter, sieh', bei Gott!
Storchmutter macht das Junge todt.
Sie wirft es aus dem Nest heraus,
Dort liegt es vor des Nachbars Haus."

Da spricht die Mutter: „Sieh', mein Kind,
Wie schlimm daran die Störche sind:
Wer schwach ist und nicht fliegen kann,
Den fallen alle mordend an.

Die Störche halten Hochgericht,
Die Mutter schont des Kindes nicht,
Kein kranker Storch dem Tod entrinnt.
Sag', wie gefällt dir das, mein Kind?"

Darauf der kranke Knabe spricht:
„O Mutter, das gefällt mir nicht.
O wie viel besser dran bin ich,
Bin krank, und dennoch liebst du mich."

„Wohlan, mein Sohn," die Mutter spricht:
„Beneid' das Glück der Vögel nicht.
Und wenn sie noch so glücklich sind,
Ist keiner gleich dem Menschenkind."

16

Katzenfreundlichkeit.

„Komm," sprach die Katze zu der Maus:
„Komm doch aus deinem Loch heraus,
Du führst ja gar ein traurig Leben.
Da unten muß es garstig sein,
Komm an den hellen Sonneschein,
Da wird es ein Vergnügen geben.

Wir könnten hübsch spazieren gehn,
Die ganze Gegend uns besehn,
Auch an den Speck will ich dich führen."
Süß spricht die Katze, doch die Maus
Geht nicht aus ihrem Loch heraus,
Sie läßt sich nicht durch Worte rühren.

Sie spricht: „Dich, Katze, kenn' ich schon;
Du sprichst in wundersüßem Ton,
Doch seh' ich deine scharfen Krallen.
Geh du spazieren, geh nur zu,
Geh du zum Speck, laß mich in Ruh',
Dein Umgang will mir nicht gefallen."

Kind, mach's wie die Maus,
Bleib' hübsch zu Haus;
Lockt dich ein böser Bube,
Geh nicht aus der Stube;
Und wer gar so süß spricht,
Dem trau' nicht!



Das glänzende Elend.

Auf einem Jahrmarkt lief ein Spitz,
Ein schlauer Hund, ein Kerl voll Witz.
Er schnupperte so hin und her,
Was allenfalls zu fressen wär!
Da hört er plötzlich laut und hell
Ein Hundgeheul, nicht ein Gebell.
Gleich lief er hin, denn so etwas
War für den Schlaukopf stets ein Spaß.

Da sah er eine ganze Schaar
Von Hunden, die possirlich war.
Ein jeder hat ein Röcklein an,
Blau, roth, grün, gelb und Borden dran.

2

Der schönste unter allen war
Ein Pudel mit schneeweißem Haar,
In Frack und Hut von der Façon
Des Bonapart Napoleon.

Wie da der Spitz verwundert schaut,
Kaum seinen eig'nen Augen traut!
So schön hat er noch nichts gesehn.
Er möchte fast vor Neid vergehn.
Das wär' so was nach seinem Sinn.
Flugs macht er sich zum Pudel hin
Und spricht: „Freund, sag' doch deinem Herrn,
Auch ich trüg' solche Kleider gern."

Der Pudel schaut ihn spöttisch an
Und spricht: „Du wärst der rechte Mann,
Du taugtest schön in unsern Bund,
Du ungebildet dummer Hund!
Marsch pack dich fort du roher Spitz,
Denn steh' ich auf von meinem Sitz,
So fällt's dir wahrlich nicht mehr ein,
Ein Hund wie unsereins zu sein."

Beschämt schleicht sich der Spitz beiseit,
Jedoch entfernt er sich nicht weit. —
Nur auf zwei Füße aufgepflanzt,
Steht jetzt der Pudel da und tanzt.
Bald tanzen alle Hunde mit
Im Takt der Trommel Schritt für Schritt.
Weh dem, der da zurücke blieb!
Die Strafe war ein Peitschenhieb.

Viel Hiebe gab es in die Rund',
Bald heulte der, bald jener Hund;
Der Pudel auch, der so geprahlt,
Mit gleicher Münz' ward er bezahlt.
So lang die Leute gaffend stehn,
Muß jeder Hund sich tanzend drehn,
Zuletzt ist jeder müd' und matt,
Recht durchgepeitscht und doch nicht satt.

Da lacht der Spitz: „Wie ist's so gut,
Daß ich nicht Röcklein trag' noch Hut!
Gebildet bin ich nicht, doch frei,
Und was noch mehr ist, satt dabei;
Dein Futter ist den ganzen Tag
Ein Fußtritt oder Peitschenschlag;
Herr Pudel, Dank für euern Bund,
Nie werd' ich ein vornehmer Hund."

Der Knabe an dem Vogelneste.

Um einen Baum sechs Knaben stehn,
Hinauf nach seinen Aesten sehn.
Hoch droben an dem Gipfel fast
Ein Knabe sitzt auf schwankem Ast.
Der Knabe in ein Nestchen schaut,
Und ruft hernieder jubelnd laut:
„Die Jungen all' schon keck und flügg',
Und überdies grad' sieben Stück."

Doch sieh', es flattert um ihn her
Der Vöglein Mutter, klaget sehr,
Und spricht: „Ach Knab', was willst du thun?
Ach! laß sie in dem Nestchen ruhn.
Sie brauchen noch die Mutterlieb'.
O sag', wie wär' es wenn ein Dieb
Dich in der Wieg' gestohlen hätt',
Dich fortgetragen aus dem Bett,
Ohn' daß die Mutter es gemeint?
Wie hätte sie geklagt, geweint!
Wenn dich die Mutter nicht gehegt,
Mit Lieb' und Sorgfalt dich gepflegt,
Wärst du vielleicht, statt frisch und roth,
Schon längst im Grabe kalt und todt.
Erbarm' dich doch der Vögelein,
Laß mir die Kindlein nackt und klein!"

Dem Knaben geht das Wort ans Herz,
Ihn rührt der Mutter Flehn und Schmerz.
Er geht und läßt die Vogelbrut
In ihrer Mutter Schutz und Huth.

Doch sieh', die ganze Knabenschaar
Die fällt dem Armen fast ins Haar.
„Sag' an, warum, du dummer Wicht,
Warum bringst du das Nestchen nicht?"

Da spricht der Knabe selig froh:
„Ob ihr mich scheltet so und so,
Ob ihr mich scheltet: dummer Wicht!
Ich hole euch das Nestchen nicht.
In eurer Hand, daß Gott erbarm'!
Wie wären da die Vöglein arm!
Wie wären da vor Hungersnoth
So bald die armen Jungen todt!
Kommt, lassen wir die Vogelbrut
In ihrer Mutter Schutz und Huth!



Die Kinder und der Wind.

Es gingen einmal zwei Kinder
Miteinander in den Wald;
Es war eben Winter
Und grimmig kalt.
Das Mädchen und das Bübchen
Säßen gern im warmen Stübchen,
Aber wenn es warm werden sollte,
War es nöthig, daß man Holz holte.

Als nun die Kinder in den Wald gingen
Und vor Kälte zu laufen anfingen,
Da begegnete ihnen der Wind.

Zu dem sprach das Mädchen: „Geschwind,
Lieber Wind,
Brich uns ohne Säumen
Dürre Aeste von den Bäumen,
Daß wir bald fertig sind.“

Da hielt der Wind ein wenig still,
Und sprach zu den Kindern: „Ich will!
Ich will an den Bäumen rütteln
Und dürres Holz herabschütteln,
Wenn ihr mich mitnehmt in euer Haus.
Es ist so kalt da heraus,
Ich möchte, statt herumzuschwärmen
Mich einmal am Ofen wärmen.“
Da dachten die Kinder: Das ist nicht schlecht!
Und sprachen zum Wind: „Es ist recht!“

Drauf fuhr der Wind ohne Säumen
Rings umher in allen Bäumen.
Und wie er sie rüttelte
Und dürres Holz herabschüttelte,
Sammelten es die Kinder im Flug,
Und hatten bald mehr als genug.

Jetzt eilten sie heim in schnellem Schritt,
Und der Wind
Eben so geschwind
Folgte ihnen auf jedem Tritt.
Das Schwesterchen ging voraus,
Und trat zuerst in das Haus,
Dann kam das Bübchen,
Huschte schnell in das Stübchen,
Und schlug im Nu
Die Thür hinter sich zu.

Und der Wind? — der war noch draus,
Und die Kinder lachten ihn aus.
Er seufzte und winselte an Fenstern und Thüren,
Die Kinder ließen sich nicht davon rühren.
Sie riefen: „Geh' nur wieder in den Wald,
Du machst nur unser Stübchen kalt."

Aber der Wind ward böse
Ueber das gebrochene Wort,
Er zog um das Haus mit Getöse,
Er ging nicht fort;
Er brummte, tobte und brüllte,
Weil das Paar sein Versprechen nicht erfüllte;
Er setzte sich lauernd wach
Auf des Häuschens Dach,
Und blies oben hinein
In den Schornstein.
Die Kinder legten Reiser an,
Aber sie wollten nicht flammen;
Sie bliesen sich heiser dran
Beide zusammen;
Die Mutter endlich blies auch,
Aber alles Blasen und Husten,
Alles Räuspern und Pusten
Machte nur die Stube voll Rauch.

Da sprach die Mutter: „Es ist nicht geheuer
Warum brennt das Holz nicht? warum gibt's kein Feuer?
Kinder, sagt an,
Was habt ihr Unrechtes gethan?"
Da mußten die Kinder gestehen,
Was draußen im Walde geschehen,
Was sie dem Winde versprochen,
Und wie sie ihr Wort gebrochen.

Da sprach die Mutter: „Das war nicht recht,
Jeder Mensch ist schlecht,
Der etwas verspricht
Und hält's nicht.
Darum gehet geschwind,
Und lasset den Wind
Zum Fenster oder zur Thüre herein,
Dann wird er euch wieder behülflich sein."

Die Kinder thaten, was die Mutter gesagt,
Sie öffneten die Thüre ganz verzagt.
Da kam der Wind herein
Und blies in den Ofen hinein,
Da brannte das Feuer lustig hell,
Da floh der Rauch vor dem Winde schnell,
Und nachdem der Wind sich gewärmt,
Ist er wieder hinausgeschwärmt,
Denn er kann nirgend lang weilen,
Muß ja immer weiter eilen.

Die Kinder wollten vor Furcht und Schrecken
Sich unter das Bett verstecken,
Da rief die Mutter: „Er ist wieder fort,
Aber künftig haltet euer Wort!
Gegebenes Wort und Versprechen
Darf man selbst dem Winde nicht brechen."



Das Gespenst.

In einem Dorfe gab es ein Geschrei,
Daß es zur Nachtzeit nicht geheuer sei;
Viel Leute hatten ein Gespenst gesehn
Im Kirchhof mitten auf den Gräbern stehn.

Und richtig war es, denn man sah es glühn,
Aus Nase, Mund und Augen Feuer sprühn.
Es mochte fast vor Schrecken und vor Graun
Kein Mensch hinüber nach dem Kirchhof schaun.

So hatte man die erst' und zweite Nacht
In Furcht und Zittern wachend hingebracht
Und sich erzählt, wie mit dem Hahnenschrei
Das feurige Gespenst verschwunden sei.

Am dritten Abend sprach ein alter Mann:
„Walt's Gott! wir gehen auf den Geisterbann!
Wer sich nicht fürchtet, komme zu mir her,
Wir fragen das Gespenst, was sein Begehr."

Und siehe, ihrer sieben oder acht
Gehn auf den Kirchhof um die Mitternacht,
Mit Gabeln und mit Hacken wohl bewehrt,
Und fragen das Gespenst, was es begehrt.

Da hören sie ein sonderbar Gebrumm,
Und drei der Helden wenden wieder um.
Der Alte aber geht voran und spricht:
„In Gottes Namen! Geister brummen nicht."

Drauf sticht er mit der Gabel herzhaft drein
Und dem Gespenst just in den Kopf hinein.
Dann ruft er laut in jubelndem Triumph:
„Den Schädel hab' ich, wo ist nun der Rumpf?"

Was meint ihr, was der Kopf voll Feuer war?
Ihr glaubt vielleicht, ein Todtenschädel gar?
Nein, das Gespenst, das alle Welt erschreckt,
Ein Kürbis war's und Licht hineingesteckt.

Der lose Bube aber, der ihn trug,
Der hat gewiß an solchem Spuck genug,
Denn drei der Männer faßten ihn am Schopf,
Und Prügel regnet's auf den armen Tropf.

Wer noch Gespenster fürchtet, der beweis't,
Daß er mit Recht ein großer Schwachkopf heißt.
Und gar die Leute fürchten machen, thut,
Wie die Geschichte zeigt, nicht lange gut.

Der Naseweiß.

Mir sagte immer meine alte Base:
„Wenn Kinder lügen, wackelt ihre Nase,
Wenn böse Streiche sie getrieben,
Dann steht's auf ihrer Stirn geschrieben."

Viel Kinder, die sich Böses erlauben,
Wollen das nicht glauben,
Und doch ist's wahr
Auf's Haar,
Was ich euch jetzo beweisen will.
Hört hübsch zu und seid mäuschenstill!

Es war eine Mutter, die ging aus,
Ihr kleiner Sohn blieb zu Haus
Mutterseelen allein,
Er sollte der Haushüter sein.
Zum Vespern gab ihm die Mutter
Ein großes Stück Brod mit Butter,
Und sprach: „Mein lieber Sohn,
Lerne jetzt fleißig deine Lection,
Und gehe mir nur nicht dort in die Stube."
Das alles versprach der kleine Bube.
Aber die Mutter war kaum fort,
Da verließ er doch seinen Ort.
„Was mag da drüben im Zimmer sein?"
Sprach er bei sich, und guckte hinein,
So mit einem Auge durch's Schlüsselloch;
Dann hielt er die Nase daran und roch.
Da roch es gerade wie Zimmetkuchen.
„Den," dacht' er': „möcht' ich doch auch versuchen."
Er hatte das kaum gedacht,
So war auch die Thüre schon aufgemacht.

Richtig, ein Kuchen lang und breit,
Ganz dick mit Zimmet und Zucker bestreut.
Aber was nun?
Was sollt' er thun?
Ein Stück davon abzubrechen
Das durft' er sich nicht erfrechen,
Das hätte ja die Mutter gesehen,
Und dann wär' ihm nichts Gutes geschehen.
Sollt' er aber so fortgehn?
Nein, er konnte nicht widerstehn,
Etwas wollt' er doch davon schmecken,
Wenigstens etwas Zucker ablecken.
Er meinte mit dem allerschärfsten Gesicht
Sähe das die Mutter nicht.
Wie gedacht, so gethan:
Mit der Zunge leckt er daran,
Geht dann wieder,
Setzt sich ruhig nieder,
Und nimmt das Buch zu Handen,
Als wär' er gar nicht aufgestanden.

Gleich drauf kommt die Mutter zurück,
Wirft auf den Sohn einen Blick,
Und spricht: „Du unfolgsamer Bube,
Du warst doch dort in der Stube."
Der Knabe läugnet es keck
Seiner Mutter vom Mund weg,
Und stellt sich noch gar beleidigt
Indem er sich vertheidigt.
Aber die Mutter spricht:
„Ich seh' es an deinem Gesicht,
Deine Stirne ist roth und heiß,
Deine Nase aber schneeweiß.

Drauf hält sie ihm einen Spiegel hin,
Und der kleine Lügner sieht darin
Zwar nicht eine wackelnde Nase,
Nach dem Sprichwort meiner alten Base,
Aber der Lügner, der Nascher, der Schlüssellochgucker
Hatte die Nasenspitze ganz voll Zucker.
Da ward sein Gesicht erst roth und heiß,
Und von der Zeit hieß er „der Naseweiß."

Da seht ihr, wie Lügen und schlechte Thaten
Sich immer auf eine Weise verrathen.
Darum gehorchet hübsch und lüget ja nicht,
Die Mutter sieht's sonst auf eurem Gesicht.



Das wilde Heer.

Juchhei! da geht es lustig her!
Der Lehrer ist nicht in der Stube.
Die Schüler spielen „wildes Heer,"
Auf Tisch und Bank springt jeder Bube.

Sie treffen, wie in wilder Schlacht,
Mit Büchern sich die harten Köpfe;
Dort wird aus vollem Hals gelacht,
Hier weinen ein paar arme Tröpfe.

Die ganze große Stub' ist voll
Vom Staube, wie von einer Wolke,
Es ist, als wäre Alles toll,
Bei diesem wilden Bubenvolke.

Doch dort, noch ungesehen, guckt
Schon durch die Thür der Schule Meister.
Er ruft. — Wie sich zusammen duckt
Der ganze Schwarm empörter Geister!

Die just noch ausgelassen wild
Hinausgejohlt aus vollen Kehlen,
Die sitzen jetzt so sittig mild,
Als könnte keiner Dreie zählen.

Doch Alles ist noch nicht vorbei,
So stille ist es nicht geblieben.
Es gab ein anderes Geschrei,
Das kam von scharfen Hasel-Hieben.

Die toben wohl so bald nicht mehr,
Sie haben ganz den Muth verloren:
Der Lehrer hat das „wilde Heer"
Mit seinem Haselstock beschworen.



Der blinde Geiger.

Es lebt ein Geiger im Land,
Der ist blind,
Ist weit und breit bekannt
Jedem Kind.

Wenn der den Fidelbogen nimmt,
Und geigt,
Wird Alles traurig gestimmt,
Und schweigt.

Er spielt in klagendem Ton:
„Wär' ich todt!"
Es kennen die Leute schon
Seine Noth.

Sie wissen alle, er ist blind
Ohne Schein,
Ist ohne Weib und Kind
Ganz allein.

Hat schon siebenzig Jahre
Hingebracht,
Gebleicht sind seine Haare
In Noth und Nacht.

Dort an der Straßenecke
Lehnt er am Baum,
Immer auf demselben Flecke,
Geigt, wie im Traum.

O machet nicht trüber
Seine Nacht,
Gehe niemand vorüber,
Der ihn verlacht!

O geh' auch nicht schneller;
Sei so gut,
Wirf ihm nur einen Heller
In den Hut.

Der Unterschied.

Ein Pudel, der gar gelehrig war,
Bediente seinen Herrn fast ganz und gar:
Er bracht' und trug ihm Stock und Hut,
Und besorgte ihm jeden Auftrag gut.
Mit Zettel oder Korb im Maul
Lief er umher, und zwar nicht faul,
Wie manches Herren Hausgesind,
Er lief dahin flugs, wie der Wind.

So trug einmal der kluge Hund
Für seinen Herrn ein Buch im Mund,
Als er auf einen Knaben stieß,
Der eben gerade die Schule verließ.
Stolz sieht der Hund den Knaben an
Und spricht: „He! siehst du, was ich kann?
Du bist nicht mehr als Unsereins,
Mein Buch ist schöner noch als deins."

Der Knabe spricht: „Das mag wohl sein,
Du trägst ein schönes Buch, allein
Nun sage mir, was steht darin?
Du weißt vom Buch nicht Wort noch Sinn,
Ich aber lese und versteh';
Drum, lieber Pudel, geh nur, geh!
Dein Buch erhebt dich nicht zu mir,
Du bleibst doch nur ein dummes Thier.



Die Kinder und der Spiegel.

In den Spiegel schauen zwei Kinder:
„Ei, wie possirlich!
Da sind noch zwei dahinter."
Natürlich!

„Sieh', was die treiben!
Die lachen uns aus.
Hört, laßt das bleiben!
Kommt 'mal heraus!

Wie sie Gesichter schneiden!
Sieh' nur 'mal zu!
Da drinnen ihr beiden,
Habt Ruh'!"

Ja, solches Gelichter
Hört nicht auf's Wort.
Sie schneiden Gesichter
In einem fort.

Sie spotten und necken,
Je ärger die schrein.
Da holt einer einen Stecken,
Und schlägt drein.

Wie hat's gerappelt, geklungen!
Ach! zum Unglücke
Ist der Spiegel zersprungen
In tausend Stücke.

Da stehn die zwei Kinder,
Und hängen die Flügel;
Keine Buben sind da hinter
Dem Spiegel.

Es ist niemand dahinter,
Aber der Vater daneben.
Ihr armen Sünder,
Was wird's geben?

Die drei Pferde.

Auf vielbelebtem Markte stunden
Zwei schöne Rosse angebunden,
Ringsum von aller Welt begafft.
Das eine schien bestimmt zum Kriege,
Stolz, muthig, wie gemacht zum Siege,
Von edler Art und großer Kraft.

Das andre zierlicher gebaute,
Das fast noch stolzer um sich schaute,
Ein sogenanntes Galapferd,
War auch, wie alle Leute schwätzten,
Die auf dem Markte Pferde schätzten,
Geringstens tausend Thaler werth.

Zu diesen mit bedächt'gen Schritten
Kam jetzt ein Bäuerlein geritten
Mit einem derben Ackergaul.
Schön war der nicht, doch stark die Glieder,
Den Nacken hielt er etwas nieder,
Und um so niederer das Maul.

Die beiden stolzen Rosse dachten:
„Was will denn der?" und wiehernd lachten
Sie diesen Birkenfelder aus.
Sie sprachen: „Dich wird niemand kaufen,
Du Mähre kannst ja kaum mehr laufen,
Du bliebst wohl füglicher zu Haus."

Drauf sprach der Ackergaul bescheiden:
„Ei, sagt mir doch, wer von euch beiden
Hat denn schon mehr als ich geschwitzt?
Habt ihr für Menschen oder Thiere
Nutzbringend je geregt die Viere?
Was habt denn ihr der Welt genutzt?

Ich hab in nützlichem Geschäfte
Treu angewendet meine Kräfte
Und fast ein ganzes Haus ernährt.
O spottet meiner doch nicht länger,
Ihr seid vornehme Müßiggänger,
Zwar hochgeschätzt, doch wenig werth.

Der Gaul hat Recht, das ward bewiesen:
Die Rosse, die so hoch gepriesen,
Kein Käufer war für sie zur Hand,
Indeß dem starken Ackergaule,
Trotz tief gesenktem Hals und Maule,
Sich bald ein froher Käufer fand.



Falsches Mitleid.

Vor einer Thür ein Bettelmann
Hält flehend um ein Almosen an.

„Nur etwas Warmes, gute Frau,
Das Wetter ist gar so kalt und rauh."

„Helf' Gott! Ich hab' nichts Warmes heut',
Soll ich noch kochen für andere Leut'?

Wüßt' nicht, woher ich es nehmen sollt',
Wenn ich allen Bettlern geben wollt'."

So schreit die Frau. Zur selben Stund'
Lockt sie zusammen Katz' und Hund'.

Die kommen gelaufen allzumal,
Sechs oder sieben an der Zahl.

Wie sorgsam stillt sie der Thiere Gekreisch!
Für die hat sie Suppe, Gemüs und Fleisch.

Wie wär' der Bettelmann so froh,
Hätt' er es nur halbwege so!

Der Marmorblock.

Ein weltberühmter Meister saß
Mit Schlägel, Meisel und Winkelmaaß
In seiner Werkstatt ganz allein
Vor einem großen Marmorstein.
Der Meister war still und sann,
Maaß nur mit dem Zirkel dann und wann.
Auch der Marmorblock war still
Und dacht': „Was nur der mit dir will?"
Drauf setzte der Meister den Meisel ein,
Und schlug furchtbar los auf den Stein,
So daß in weiten Bogen
Die Stücke herumflogen.
Jetzt schrie der Stein laut: „Weh! und ach!
Meister, Meister, thu' nur gemach!
Was fängst du Arges mit mir an?
Hab' ich dir doch nichts Leides gethan."
Der Meister sprach: „Schweige nur still,
Wirst schon sehen, was ich mit dir will."
So hatte nun alle Tage
Der Stein dieselbe Plage und Klage.
Der Meister sprach immer: „Sei still,
Wirst schon sehen, was ich mit dir will,
Endlich ruhten des Meisters Hände,
Seine Arbeit war zu Ende.
Der Marmor sah sich selber an,
Und sieh', er war ein bildschöner Mann.
Es kamen Leute viel hundert,
Und betrachteten ihn ganz verwundert.
Er war ordentlich stolz und froh:
War ja früher so rauh und roh,
Und jetzt ein Bild aus ihm gehauen,
Das alle Leute gern beschauen.

Jetzt ward er dem Meister ganz hold,
Jetzt wußt' er, was dieser mit ihm gewollt.

Wenn Kinder vom Schulmeister denken,
Er wolle sie nur plagen und kränken,
So sind sie just wie der Marmorstein,
Sie müßen erst noch bearbeitet sein.
Es geht nicht ohne Müh' und Beschwerde,
Daß Einer ein gebildeter Mensch werde.



Die Schlittschuhläufer.

Fünf Knaben liefen reihenweis
Schlittschuh auf spiegelblankem Eis.

Der Erste läuft mit Unvorsicht,
Bis dort, wo's plötzlich kracht und bricht.

Die Andern sehen's, aber ach!
Drei folgen raschen Laufs ihm nach.

Sie können ja nicht Einhalt thun,
Im schnellen Laufe nicht mehr ruhn.

Die muntern Knaben frisch und roth
Sie sinken in den kalten Tod.

Nur einer noch zur rechten Zeit
Bog vor dem Abgrund noch beiseit.

Der ward gerettet, die Andern nicht.
O wehe der blinden Unvorsicht!

Weh' dem, der folgt des Andern Pfad,
Wenn dieser sich dem Abgrund naht!

Wohl dem, der noch zur rechten Zeit
Vom schlimmen Pfade biegt beiseit!

Wohl dem, der sich, noch weit entfernt,
Vor bösen Wegen hüten lernt!

Der Tollkopf.

Viel Knaben, die in einem Mühlteich baden,
Sind munter, necken sich zum Zeitvertreib,
Bald zwicken sie einander in die Waden,
Und tauchen unter mit dem ganzen Leib,
Bald spritzten sie auch ganze Wassermassen
Mit hohlen Händen sich in das Gesicht;
Die ganze Schaar ist wahrhaft ausgelassen.
Wen freute auch das Badvergnügen nicht?

Besonders einer aber war darunter,
Ein rechter Tollkopf mit dem krausen Haar,
Der war so wild und ausgelassen munter,
Wie keiner in der ganzen Knabenschaar.
„Kommt," sprach er: „mit dem ewigen Gewühle
Im Wasser haben wir nichts Rechts gethan;
Wohlauf! wir schwimmen jetzt bis zu der Mühle,
Dort halten wir einmal das Mühlrad an."

Der tolle Haufen fängt nun an zu schwimmen,
Der wilde Fritz den anderen vorauf;
Doch bei der Mühle rufen alle Stimmen:
„Fritz, bleib' zurück! das halten wir nicht auf."
Da schilt der Knabe: „O ihr feige Memmen,
Nicht einmal dazu habt ihr frischen Muth!
Glaubt ihr, ein solches Rad sei nicht zu hemmen?
Ich thu's allein, wenn's keiner mit mir thut."

Die Andern rufen: „Fritz, du bist von Sinnen!"
Doch dieser hört auf alles Warnen nicht;
Je mehr sie widerrathen solch Beginnen,
Um desto ärger wird er drauf erpicht.

Er geht voran, erfaßt mit beiden Händen
Des Rades Schaufel kräftig, aber ach!
Das Mühlrad hört nicht auf, sich umzuwenden,
Und wirft ihn weit hinunter in den Bach.

Mit Zeterschreien laufen alle Schwimmer
Hinab, und ziehn den tollen Fritz heraus.
Er lebt, doch unter kläglichem Gewimmer
Wird er getragen in des Müllers Haus.
Der Müller spricht: „Der Knabe war von Sinnen,
Ein solches Rad hält Menschenhand nicht ein,
Und wer so toll ist, solches zu beginnen,
Der bricht, wo nicht den Hals, doch Arm und Bein.“

Held Gockelhahn.

Vor einer großen Hühnerschaar
Stolzirt und prahlt der Hahn nicht wenig.
Er spricht: „Glaubt mir, ich bin sogar
Noch stärker, als der Thiere König.

Denn käme jetzt im größten Grimm
Auf uns heran der stolze Löwe,
Er würde fliehn, sobald die Stimm'
Ich nur ein einzigmal erhöbe."

Noch redet er, da ruft's: „Der Fuchs
Kommt eben aus dem Wald gelaufen!"
Wie flieht der tapfre Hahn so flugs,
Ihm nach der ganze Hühnerhaufen.

Es kam kein Fuchs, es war ein Spaß,
Den sich der alte Hofhund machte,
Der still in seiner Hütte saß,
Und jetzt aus vollem Halse lachte.

Schon mancher Schreihals hat gethan,
Als fürcht' er nicht den größten Haufen,
Und ist, wie dieser Prahler Hahn,
Vor einem Nichts davongelaufen.



Der Flucher.

Ein Bauer pflügt mit einem Pferd,
Das war wohl hundert Thaler werth,
Schön rund und voller Jugendmuth:
Thut freilich nicht beim Pflügen gut!
Es riß den Pflug zu viel herum,
Und macht dadurch die Furchen krumm.
Schön ward der Acker nicht bestellt,
So schön nicht, wie des Nachbars Feld.
Das hielt der Mann für Schimpf und Schand',
Darob sein grimmer Zorn entbrannt'.
Er schlägt das Pferd, und flucht, und tobt,
Hat nie so viel den Herrn gelobt.

4

Als er so tobte, wandelt grad'
Der Heiland Jesus diesen Pfad,
Hört, wie der Bauer flucht: „Dies Pferd
Das schlag' der Donner in die Erd'!"
Der Heiland hebt die Hand, und schnell
Ist rings am Himmel nichts mehr hell,
Und durch die grause Wetternacht
Zuckt Blitz um Blitz, der Donner kracht,
Und zwischen Bauer, Pflug und Pferd
Schlägt grad' der Blitzstrahl in die Erd'.
Da lamentirt das Bäuerlein:
„Ach lieber Herrgott, halt doch ein,
Ach lieber Gott, verschon' mein Pferd,
Das Pferd ist hundert Thaler werth!"

Da ruft der Herr: „Du hast gewollt,
Daß es der Blitz erschlagen sollt';
Was schreist du jetzt, wo dein Begehr
So leichtlich zu erfüllen wär'?"
Da hält der Bauer bittend an:
„Ich hab's im tollen Zorn gethan."
Drauf spricht der Herr: „Sei auf der Huth,
Du weißt, der Zorn des Menschen thut
Nie, was vor Gott, dem Herren, recht,
Der Zorn der spricht und handelt schlecht."

Der Bauer nahm das Wort in Acht,
Hat künftig stets daran gedacht,
Hat, wenn auch Zornmuth ihn versucht,
Sein Leben lang nicht mehr geflucht.

51

Minz und die Tiegerkatze.

In großen Kasten ausgestellt
Stand neulich eine ganze Welt
Von fremden Thieren auf dem Platze.
Da waren Löwen, Leoparden,
Hyänen, Affen aller Arten
Und eine schöne Tiegerkatze.

Minz, die uns unsre Mäuse fängt,
Hat flugs sich auf den Platz gedrängt,
Den fremden Thieren zu gefallen.
Sie trat der Tiegerkatze nah',
Und sprach, als sie sie recht besah:
„Ach! hätt' ich doch nur solche Krallen!"

Die Tiegerkatze hört's und spricht:
„O wünsch' dir solche Krallen nicht,
Sie wären doch nur dein Verderben.
Denn ließest du sie einmal sehn,
Wie übel würd' es dir ergehn,
Du müßtest ohne Gnade sterben.

Mich sperrt man ein als Seltenheit,
Dich brächte die Gefährlichkeit
Alsbald vom Leben zu dem Tode.
Fang' du die Mäuse immerzu,
Sei frei, hab' vor den Menschen Ruh',
Und nähr' dich still mit ihrem Brode."

Hat nicht die Tiegerkatze recht?
Gewiß! Es ginge manchem schlecht,
Wenn er auf einmal mächtig wäre.
Gar leicht mißbraucht man die Gewalt,
Und solcher Mißbrauch bringet bald
Um Freiheit, Leben oder Ehre.



Die zwei Rechthaber.

Es kommen auf einem Stege
Zusammen ihrer Zwei;
Auf solchem schmalen Wege
Kann keiner wohl vorbei.

Und keiner von den beiden
Will wieder rückwärts gehn;
So stehen sie und streiten,
Und bleiben lange stehn.

Was haben sie gewonnen
Bei ihrem langen Streit?
Gar nichts, als daß zerronnen
Das edle Gut, die Zeit.

Ja, als nach langem Streite
Will keiner geben nach,
Da stürzen endlich beide
Zusammen in den Bach.

So geht es oft im Leben:
Wo keiner weichen will,
Wo keiner nach will geben,
Da stehen beide still.

Wo jeder Recht will haben,
Hat endlich keiner Recht,
Wie denen dort am Graben,
So geht's dann jedem schlecht.

Drum möcht' ich Allen rathen:
Macht's nicht, wie die am Bach;
Rechthaberei bringt Schaden,
Der Klügere gibt nach.

Der bestrafte Dieb.

Ein Hund, ich weiß nicht mehr von welcher Raße,
Doch frech und gierig, wie die Hunde sind,
Lief recht geschäftig=müßig durch die Gasse.
Er lief im Hundetrab, das heißt geschwind.

Doch glaubet ja nicht, daß er etwa eilet,
Er bleibt auch stehen, wo er etwas sieht,
Am liebsten aber und am längsten weilet
Er da, wo Dampf aus einer Küche zieht.

Vor einer solchen Küche bleibt er stehen,
Und da es köstlich riecht, geht er hinein.
Ha! denkt er: diesmal kann es füglich gehen,
Der Koch ist fort, ich bin ja ganz allein.

Er sieht sich um, da stehen dutzend Sachen,
Ei sieh', da steht sogar gespicktes Fleisch!
Schnell packt er es mit seinem großen Rachen,
Doch augenblicklich schallt sein Wehgekreisch.

Da kommt der Koch herbei mit Windeseile,
Schlägt mit der Feuerzange auf den Hund,
Noch ärger schreiend flieht, gleich einem Pfeile,
Der leckre Dieb, als ging' er grad' zu Grund.

Ihr fragt: Was schrie der Hund denn so besessen,
Als er den Braten in den Rachen faßt'?
Spicknadeln sind doch wohl ein schlechtes Fressen,
Die stachen ihm ins Maul, dem schlimmen Gast.

So muß es gehen allen leckern Dieben:
Das Maul zerstochen oder recht verbrannt,
Dazu noch regalirt mit derben Hieben,
Und aus dem Haus gejagt mit Schimpf und Schand'.



Das Leichespiel.

Es spielt ein muntrer Kinderchor
Da draußen vor dem Kirchhofthor.
Da ruft eines der Kinder laut:
„Kommt einmal her und schaut,
Da auf dem Kirchhof haben
Sie jüngst mein Schwesterlein begraben,
Aber jetzt ist es im Himmel droben,
Die Engelein haben es aufgehoben.“

Die Kinder schauen zum Thor hinein,
Da fällt einem etwas ein:
„Kommt, kommt, wir wollen Leiche spielen!“
Sie fangen an in der Erde zu wühlen.

Sie haben weder Hacke noch Spaten,
Und doch ist bald ein Gräblein gerathen.
Ein Bübchen spricht: „Ich wär' der Pastor,
Du singst als Schulmeister vor.
Stellet euch hübsch in die Reih',
So nach einander zwei und zwei.
Aber wer will denn die Leiche sein?
Wen legen wir ins Gräblein hinein?"

Zuerst sind die Kinder still,
Weil keines der Todte sein will,
Dann sagt ein kleines Mägdlein:
„Ich will das Engelein sein!"
Und legt sich hin auf die Erde,
Daß es begraben werde.
Drauf wird es von vier Kindern getragen,
Und die andern singen und klagen.
Voraus geht der kleine Pastor,
Der andere singt als Schulmeister vor.
Sie kommen an das kleine Grab
Und legen das Mägdlein hinab,
Sie decken ihm das Schürzchen über's Gesicht,
So schadet der Sand den Augen nicht.
Drauf scharren sie es ein,
Es regt weder Arm noch Bein.
Aber da fängt es an zu erschrecken,
Wie sie ihm auch das Gesicht bedecken.
Es schreit, aber im Nu
Haben die Kinder das Gräblein zu.
Sie machen sich gar nichts daraus,
Sie holen's ja nachher wieder heraus.

Jetzt eben kommt ein Mann
Zu den spielenden Kindern heran.

Er hört, wie sie singen und klagen,
Da muß er die Kinder doch fragen,
Was sie gespielt haben.
„Wir haben das kleine Lieschen begraben
Und holen's nachher wieder heraus."
Da schreit der Mann laut hinaus:
„Herr Jesus! Kinder, was habt ihr gethan?"
Drauf fängt er schnell zu graben an,
Und die Kinder stehen stumm
Um ihn herum.
Klein Lieschen ist bald herausgescharrt,
Aber da liegt es nun ganz erstarrt,
Seine Backen, sonst frisch und roth,
Sind bleich und kalt — klein Lieschen ist todt.

Wie haben da die Kinder geklagt und geweint!
So hatten sie es ja nicht gemeint.
Nun haben ihnen die Aeltern scharf verboten:
Ihr sollt nicht spielen mit dem Tod und den Todten!

Der Ruhestörer.

Ein Knabe machte sich den schlechten Spaß,
Des Abends viele Leute zu erschrecken.
Wo jemand still in seinem Zimmer saß,
Da schlug er an den Laden mit dem Stecken;
Wo eine Klingel sich am Hause fand,
Da schlich er sich behutsam an die Schwelle,
Und die verwegene Spitzbubenhand
Riß dann zwei = dreimal an dem Draht der Schelle.

Das trieb er eine Zeit lang unentdeckt,
Er wußte raschen Laufes zu entrinnen.
Jedoch ein Weib, das er schon oft erschreckt,
Begann auf Rache gegen ihn zu sinnen.
An einem Abende, als sie gedacht,
Der böse Bube werde wieder kommen,
Stand sie am obern Fenster auf der Wacht,
Und hatte einen Topf mit sich genommen.

Der Bube kommt, schleicht leise an das Haus,
Und streckt die Hand schon nach der Klingel:
Da leert die Frau den Topf voll Mistpfuhl aus,
Und naß und stinkend flieht der kleine Schlingel.
Auf solche Weise — ähnlich oder gleich —
Sind böse Buben immer weggekommen:
Es hat doch jeder böse Bubenstreich
Zuletzt ein stinkend Ende noch genommen.



Eitle Furcht.

„Vater, ich geh' nicht hinaus,
Es ist schon düster,
Und es steht ein Mann da draus,
Ein abscheulich wüster."

„„„Töchterchen, was fällt dir ein?
Warum so erschrecken?
Wer soll denn da draußen sein,
Um mein Kind zu necken?""""

„Vater, durch das Fenster schau',
Dort kannst du ihn sehen,
Seh' ich ihn doch ganz genau
Auf der Straße stehen."

Und der Vater blickt geschwind
Durch das trübe Fenster,
Lachend spricht er dann: „„Mein Kind,
Fürchtest du Gespenster?

Komm nur, diesen, den du fliehst
Wollen wir beschauen,
Wenn du näher ihn besiehst,
Wird dir nicht mehr grauen.““

Und der Vater geht voran
Rasch mit festem Schritte,
Töchterchen bleibt hinten dran,
Folgt mit scheuem Tritte.

Draußen weht der kalte Nord
Durch die öde Straße,
Doch der Mann steht ruhig dort,
Wie es stürm' und blase.

Mägdlein sieht ihn furchtsam an,
Hu! wie sehr ihr grauet!
Vater spricht: „„Der ganze Mann
Ist von Schnee erbauet.““

Furchtsam greift das Kind ihn an,
Und das hat's gefroren;
Doch es hat vor diesem Mann
Alle Furcht verloren.

Siehe, aus dem Fenster schaut
Brüderchen mit Lachen:
„Ich, ich hab' ihn aufgebaut,
Fürchten dich zu machen.“

„Warte nur, du loser Wicht
Dort an deinem Fenster!
Sieh' nur her, ich fürchte nicht
Deine Schneegespenster."

Schnelle springt das Kind ins Haus
Und hinein zur Stube;
Da erst lacht es tüchtig aus
Dieser Schelm, der Bube.

Die kleine Wohlthäterin.

Es sitzen an einem Namenstag
Beisammen die fröhlichen Gäste;
Was immer die Herzen erfreuen mag,
Ist da bei dem lieblichen Feste.
Es tönet dazwischen der frohe Gesang,
Und zu dem Gesange der Gläser Klang.

Da draußen stürmet Novemberwind,
Als blas' er zum fröhlichen Feste,
Und frierend stehet ein armes Kind
Am Thor — was kümmert's die Gäste?
Ob's hungert und frieret, ob's zittert und zagt,
Es wird von den Mägden vom Hause gejagt.

Doch siehe, das Töchterlein schleichet hinaus,
Das hungernde Kind hat's gedauert;
Es findet den Knaben noch immer am Haus,
Am Thore zusammengekauert.
Die ärmlichen Kleider, wie sind sie so naß,
Die Wangen des Knaben wie mager und blaß!

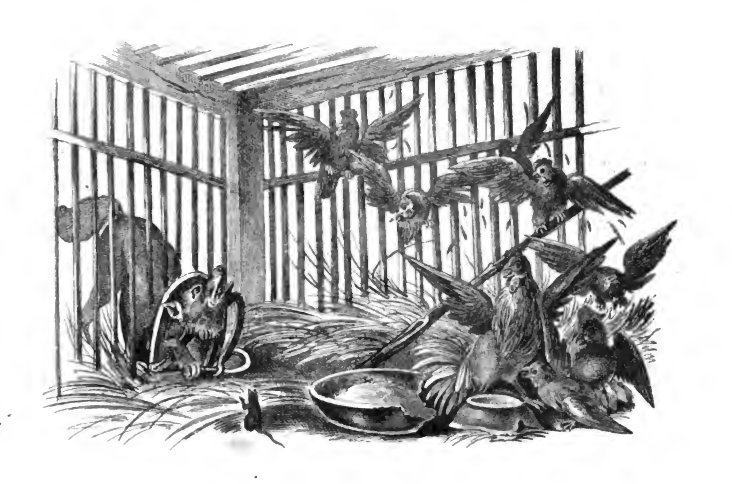
Schnell eilet das Töchterlein wieder ins Haus,
Nimmt heimlich von allerlei Dingen,
Im Schürzchen trägt es sie wieder hinaus,
Dem frierenden Kind sie zu bringen.
Das Geld auch hat es dem Knaben gebracht,
Das Väterchen ihm zum Geschenke gemacht.

Da leuchten die Augen des Hungernden klar,
Da trocknen die Thränen des Armen.
Wie glücklich, wie selig das Töchterlein war!
Ja, glücklich macht das Erbarmen.
Glückselig im Herzen, mit strahlendem Blick
Kehrt Töchterlein eilig ins Zimmer zurück.

Da fragte die Mutter: „Wie bist du so naß?"
„„Ich war bei dem hungernden Kinde,
Das frierend am Thore da draußen saß,
Erstarret vom Regen und Winde.
Nicht zanken, nicht zanken, lieb Mütterlein!
Ich gab ja dem Kinde nur alles, was mein.""

Da wurden der Mutter die Augen feucht,
Sie küßte dem Mädchen die Wangen.
Das Töchterchen, dem es noch eben gedeucht,
Es hab' einen Fehler begangen,
Noch dreimal glücklicher war es hernach,
Als freundlich die Mutter die Worte sprach:

„Ich zanke dich nimmer, denn was du gemacht,
War recht; bei dem fröhlichen Essen
Hast du alleine des Armen gedacht,
Wir anderen hatten's vergessen.
Gesegnet sei! denn gesegnet ist,
Wer im Glücke nicht Anderer Kummer vergißt."



Reinecke.

1. Die Anklage.

Der Fuchs verklagte einst den Hahn,
Und sprach: Er hat mir Leids gethan.
Der Löwe, der als Richter saß,
Sprach: Meister Fuchs, du treibest Spaß.
Nein, sprach der Fuchs: wahrhaftig nein,
Das Mäuschen dort kann Zeuge sein.
Der Löwe ruft die Maus herbei,
Und fragt, wie's zugegangen sei.
Herr König, sprach die kleine Maus:
Der Fuchs wollt' in das Hühnerhaus,
Da schrie der Hahn ganz jämmerlich,
Reinecke sprach: was schimpfst du mich?

Mehr hat Reinecke nicht dem Hahn,
Der Hahn Reinecken nicht gethan.
Streng sprach der Löwe: Ei so klag'!
Was thatst du an dem Hühnerschlag?
Nichts, sprach der Fuchs, hab' ich gethan,
Besuchen wollt' ich nur den Hahn;
Und wenn man einen nur besucht,
Ist's recht, daß dieser schilt und flucht?
Geh', sprach der Löwe, Schlaukopf, geh'!
Der Hahn that wahrlich dir nicht weh'.
Daß Hahn und Huhn im Hühnerschlag
Von solchem Freund nichts wissen mag,
Ist ganz natürlich, drum sei still,
Und meide den, der dich nicht will.

---

2. Die Strafe.

Reinecke hat, noch eh' es Nacht,
Nicht mehr des Richterspruchs gedacht.
Längst auf der Stange saß der Hahn,
Da schlich er leise sich heran.
Ei, welches Glück! es war ein Loch
Am Hühnerhaus. Reinecke roch.
Es schmeckte ihm das Hühnerblut
Schon in Gedanken trefflich gut.
Kaum war sein Kopf zum Loch hinein,
So fing er schrecklich an zu schrein.
Der Hahn und seine Hühner all'
Die flattern wild umher im Stall.
Er thut euch nichts, der falsche Tropf,
In einer Falle steckt sein Kopf,
So zwischen Eisen eingeklemmt,
Daß es ihm bald den Athem hemmt.
Der Hausherr fand beim Morgenroth
Den Hühnerfreund schon mausetodt.

Das Mäuschen, welches Zeugniß gab,
War Prediger an Reinecke's Grab,
Und sprach: „Es straft sich immerdar
Wer fälschlich ein Verkläger war;
Und wer verachtet Spruch und Rath,
Kommt um in seiner Frevelthat.“

Und als der Fuchs begraben war,
Da tanzte die ganze Hühnerschaar.



Das Kirchlein im See.

Es wohnt' an einem tiefen Seee
Ein Fischer, ein frommer Mann,
Dem that etwas im Herzen wehe.
Was war's? — Hört einmal an!

Der Fischer hatt' einen Knaben,
Ein hübsches frisches Gesicht,
Haar, Augen schwarz wie die Raben,
Doch Eines besaß er nicht.

Es hatte der hübsche Kleine
Durchaus kein frommes Herz,
Und gerade das Eine, das Eine
Das war seines Vaters Schmerz.

Was immer der Vater wollte,
Das wollte der Görge nicht,
Und gar wenn er beten sollte,
Zog er immer ein schiefes Gesicht.

Einst sprach der Vater zum Knaben:
„Hör', Görge, da unten im See
Da ist eine Kirche begraben,
Die stand einst hoch auf der Höh'.

Es ist gar lange vor heute,
Da hat Gott Vater gegrollt,
Weil rings die gottlosen Leute
Gar nicht mehr beten gewollt.

Da ließ er die Gegend versinken,
Und auch die Kirche versank,
Was lebte, mußte ertrinken;
Ein einziger nicht ertrank.

Der sitzt, als ob er schliefe,
Viel hundert Jahre schon
Da unten in der Tiefe.
Es war ein frommer Sohn.

Er schläft wohl oft und lange,
Dann fährt er in die Höh',
Zieht an dem Glockenstrange,
Da läutet es unten im See.

Hast du noch nicht gelauschet
Auf diesen Glockenton?"
„Das Wasser hat nur gerauschet,"
Sprach Görge, der wilde Sohn.

„Nein, nein," versetzte der Alte:
„Es war der Betglocke Ton.
Bet', daß dich Gott erhalte!
So mahnet die Glocke, mein Sohn.

Bet', daß du nicht versinkest,
Mein Görge, bete recht;
Bet', daß du nicht ertrinkest,
Wie jenes gottlose Geschlecht."

Dem Görge wird gar nicht bange
Um sein verwildert Herz,
Er weiß die Sage schon lange,
Er hält sie für eitel Scherz.

Doch als es in der Tiefe
Bald wieder tönt und rauscht,
Als ob die Betglocke riefe,
Da geht er hinaus und lauscht.

Auf einem Kahne fährt er
Weit in den See hinaus.
Da draußen, horch! was hört er?
Ist's blos des Windes Gebraus?

Nein, nein, wie Glockenläuten
So tönt es da unten tief.
Was ist es? was soll es bedeuten?
Wär's doch die Glocke, die rief?

Weit beugt der Knabe sich über,
Sieht wirklich die Kirche im See.
Da wird es ums Auge ihm trüber,
Er schwindelt, er sinket — o weh!

Der See der hat ihn verschlungen,
Dort schwimmet der Kahn allein.
Da kommt der Vater gesprungen,
Und stürzt sich ins Wasser hinein.

Er schwimmt, er tauchet hinunter
Tief in den rauschenden See. —
Dort kommt er wieder, o Wunder!
Er zieht seinen Sohn in die Höh'.

Er ruft mit Jammern und Klagen
Ihn wieder ins Leben zurück;
Und sieh', es fängt an zu tagen
Vor des Knaben gebrochenem Blick.

Er athmet, ist wieder bei Leben,
Die Stimme wird wieder laut.
Da spricht er zum Vater mit Beben:
„Ach Vater, was hab' ich geschaut!

Die Kirche ist wirklich versunken,
Ich hab' sie gesehen zur Stund',
Die Leute, sie liegen ertrunken
Im See auf tiefem Grund.

Daß ich nicht wieder versinke,
Ach Vater, nun folg' ich dir;
Daß ich nicht wie jene ertrinke,
Ach Vater, bete mit mir!"

Da hat der Vater zur Stelle
Gebetet mit seinem Sohn,
Und beide hörten sie helle
Den lieblichsten Glockenton.



Das Reh.

Es jagten die Jäger im Walde,
Sie bliesen ihr lustig Trarah!
Es bellten die Hunde, es knallte
Die Büchse bald dort und bald da.

Wie scheuchte das Knallen der Büchse
Das Wild aus der Sicherheit auf!
Da flohen die Haasen und Füchse
Zusammen in eiligem Lauf.

Da scheuchten die Hunde vom Lager
Ein schlankes, leichtfüßiges Reh.
Die unermüdlichen Jager
Sie werden's erreichen — o weh!

Es fliehet die sicheren Wälder,
Es setzt über Graben und Bach,
Doch setzen auch über die Felder
Die Hund' und die Jäger ihm nach.

O weh! bald muß es ermüden,
Gebt Acht, sie ereilen's zuletzt!
Bald haben die bellenden Rüden
Das Rehchen zu Tode gehetzt.

Doch siehe, es rennet und eilet
Gerade dem Jäger ins Haus!
Des Jägers Töchterlein weilet
So eben im Gärtchen heraus.

Dem freundlichen Mädchen zu Füßen
Stürzt nieder das keuchende Reh;
Sie eilet, die Thür' zu verschließen.
„Es thue kein Rüde dir weh!"

Sie beuget sich nieder zum Wilde,
Sie streichelt das zitternde Thier;
Des Rehes Auge, das milde,
Sieht bittend und dankend nach ihr.

Es kommen zur nämlichen Stunde
Jetzt alle Verfolger im Lauf,
Die Jäger, vor allen die Hunde
Die hält ja der Gartenzaun auf.

Dem Vater rufet entgegen
Das blühende Töchterlein:
„Das Reh darf niemand erlegen,
Das Rehchen, o Vater ist mein!"

Sie hat es vom Tode gerettet,
Das arme, das zitternde Thier;
Sie hat's in ihr Zimmer gebettet,
Das Rehchen war immer bei ihr.

Es suchte nun nimmer das Weite,
Wo das Mädchen ging oder stand,
Stets hüpfte das Reh ihr zur Seite
Und leckte die freundliche Hand.

Der Waisenknabe.

Es kniet an einem Grabe
Beim lauen Abendwind
Allein ein kleiner Knabe,
Ein armes Waisenkind.

Die Thräne dieser Waise
Aufs Grab hernieder thaut;
Sein Beten, erst noch leise,
Es wird allmälig laut.

„Du schläfst in deinem Grabe,
Du liebes Mütterlein,
Und ich, ich armer Knabe,
Bin nun so ganz allein.

Was soll denn mit mir werden?
Bin kränklich, arm und bloß;
Ach! hol' mich von der Erden
Nimm mich in deinen Schooß!

O sag' im Himmel droben
Dem Heiland Jesu Christ,
Ich wär' so gern erhoben
Dahin, wo du nun bist.

O Mutter, falt' die Hände,
Und bitt' den lieben Gott,
Daß er mein Leiden ende
Durch einen schnellen Tod."

Sieh', in den Kirchhof treten
Zusammen Weib und Mann,
Sie sehn den Knaben beten,
Sie kommen leis heran.

Sie, die schon selbst gelitten,
Begreifen seinen Schmerz,
Solch Weinen, solches Bitten
Versteht ein Aelternherz.

Die beiden Leute haben
Hier auch geweinet schon,
Es liegt ja hier begraben
Ihr einz'ger lieber Sohn.

Jetzt tritt hinan zum Grabe
Die Trauernde, und spricht:
„Steh' auf, du armer Knabe!
Steh' auf, verzage nicht!

Und hast du auch verloren
Dein liebes Mütterlein,
Statt der, die dich geboren,
Will ich dir Mutter sein."

„Sollst auch den Vater haben,"
So spricht mit sanftem Ton
Ihr Mann zum armen Knaben:
„Komm mit, sei unser Sohn!"

Dich hat der Herr gesendet,
Du frommes Aelternpaar!
Er hat sein Wort vollendet,
Macht seine Tröstung wahr:

„Ich will dich nicht verlassen,
Noch je versäumen dich;
Such' dich in Noth zu fassen,
Verlaß' dich nur auf mich!"

Der Knabe, der noch eben
Nicht Rath noch Trost gewußt,
Lebt nun ein neues Leben
An zweier Aeltern Brust.

Der Apfelbaum.

Im Felde mitten stand ein Baum,
Du sahst wohl einen schönern kaum;
Trug rothe Aepfel ohne Zahl,
Wie er war keiner im ganzen Thal.
Da wurde das junge Apfelholz
Nicht wenig auf seine Früchte stolz.
Es meinte, für seinen Aepfelschatz
Gebühre ein ganz anderer Platz,
Als der so mitten im Ackerfeld.
„Schlecht eingerichtet ist die Welt,"
So sprach der Baum: „denn wie ich seh'
Stehn droben auf der freien Höh',
Wo alle Leute gehn vorbei,
Viel schlechte Bäum' in einer Reih'.
Ich sollte vor allem da droben stehn,
Mich sollten alle Leute sehn.
Die stünden besser im weiten Feld:
Schlecht eingerichtet ist die Welt."

Der liebe Gott, der immer wach,
Der hörte, was der Stolze sprach,
Und drauf schon in der nächsten Nacht
Der Wunsch des Baumes ward vollbracht.
Am Morgen, als der Apfelbaum
Erwacht aus seinem Schlaf und Traum,
Da stand er nicht mehr weit im Feld,
Dicht an die Straß' war er gestellt.

Dort von der freien Höhe schaut'
Er stolz umher und jauchzte laut.

Doch sieh', ein Wetter zog heran,
Der Wind ward Sturm, der Sturm Orkan,
Der tobend über die Höhe zog,
Die Bäume bis zur Erde bog.
Wie da der Apfelbaum erbebt!
Das hat er im Thale nie erlebt.
So hat dort nie der Sturm gehaus't,
So ward sein Haar dort nie zerzaus't;
Und hundert Aepfel schön und roth
Die lagen unten im Straßenkoth;
Und wer da kam die Straße herauf,
Der las die schönen Aepfel auf.
Sie waren alle fort im Flug.
Doch sprach der Baum: „Ich hab' noch genug!"
Drauf kamen Wägen, eins, zwei, drei,
Fuhr keiner an dem Baum vorbei,
Der Fuhrmann schlug in die Zweige hinein,
Ein Dutzend Aepfel waren sein.
Die Handwerksbursche, die da gehn,
Blieben all' am Apfelbaume stehn.
Sie schütteln oder werfen den Stock,
Sie füllen sich jeden Sack im Rock.
Und endlich noch eine Knabenschaar
Die holt die Aepfel alle gar.
In einem Tage oder zwei
War all' die Herrlichkeit vorbei;
Der Baum stand wie die andern da,
Kein Wanderer mehr nach ihm sah.
Nun ruft er klagend tausendmal:
„Ach, wär' ich wieder in meinem Thal!"

Sein Klagen hört der liebe Gott,
Der spricht: „So wird der Stolz zu Spott.
Du hast in deinem Sinn gedacht,
Ich hätt' die Welt nicht recht gemacht,
Du siehst, wo ich dich hingestellt.
Da war für dich das beste Feld."



Der falsche Führer.

Ein blinder Greis an seinem Stabe
Schleicht langsam durch die Straße hin.
Sieh', da begegnet ihm ein Knabe,
Ein loser Wicht von schlimmem Sinn,
Der ruft dem blinden Manne zu:
„Andreas, halt! wohin willst du?"

Der Blinde steht, wagt sich nicht weiter,
Und spricht: „Komm näher, lieber Sohn,
Nimm meine Hand, sei mein Geleiter,
Komm, du verdienst dir Gottes Lohn."
Und sieh', der Knabe tritt heran,
Nimmt an der Hand den blinden Mann.

Er führt ihn, doch auf falschem Wege,
Er neckt den armen Alten blos.
Auf eines Baches schmalem Stege
Läßt er die Hand des Blinden los.
Er läuft davon und rufet laut:
„Jetzt gilt's, Andreas, aufgeschaut!"

Da steht der Arme still und lauschet,
Betrübt ob dieses Knaben Tück,
Er höret, wie das Wasser rauschet:
„Ach Gott! wer führt mich nun zurück?"
Doch wie geführt von Engelhand,
Erreicht er wieder festes Land.

Dort steht er still und ruft dem Knaben:
Du Frevler, fürchte dich vor Gott!
Leicht magst du mich verspottet haben,
Doch schwer bestraft sich solcher Spott.
Die Bibel sagt: Der Fluch gebührt
Dem, der den Blinden irre führt."

Deß lacht der Bube unbekümmert,
Und kehrt zurück denselben Weg;
Doch wehe! unter ihm zertrümmert
Stürzt in den Bach der morsche Steg;
Es reißt die Fluth ihn mit sich fort,
An ihm erfüllt ist Gottes Wort. *)

*) 3. Mos. 19, 14. — 5. Mos. 27, 18. — Ps. 7, 16. — Sprüch. 26, 27.

Der Knabe und die Ameisen.

Ein Knabe, der gern müßig ging,
Doch manchen tollen Streich anfing,
War einstens in den Wald gelaufen,
Und kam an einen Ameisenhaufen.

Hei! wie's da durcheinander wuselt!
Wie jedes Thierchen eilig fußelt!
Sie tragen ohne Rast uud Ruh'
Dem Haufen Sand und Nadeln zu.

Wie sind die Thierchen so vergnügt!
Ihr Bau ist hoch und wohlgefügt,
Stock über Stockwerk aufgeschichtet,
Und innen trefflich eingerichtet.

Sie haben Nägel nicht, noch Klammern,
Doch stehn die vielen hundert Kammern
Und Gänge fest und wohl verwahrt.
Es war ein Bau der schönsten Art.

Der Knabe schaute lang in Ruh'
Dem Treiben dieser Thierchen zu.
Was hat der Träge wohl empfunden
Bei diesem kleinen Volk da unten?

Hat ihn dies Kunstwerk hingewiesen
Auf Gott, so daß er den gepriesen?
Trieb ihn der Thierchen reger Fleiß,
Fleißig zu werden gleicherweis?

Nichts dachte er von Allem dem,
Er war dazu viel zu bequem.
An dem, was er darauf vollbrachte,
Mögt ihr ersehen, was er dachte.

Was die gebaut mit großem Fleiße,
Hat er zerstört nach Bubenweise:
Zerstreut hat er mit einem Tritt
Den Haufen, Thier' und Eier mit.

Doch sieh', der böse Bubenstreich
Bestrafte sich auch alsogleich.
Der Kunst den Thierchen anerschaffen,
Gab ihnen auch Vertheid'gungswaffen.

Im Augenblicke sind die Kleider,
Kopf, Hände, Nacken und so weiter,
Kurzum, der Knabe, wie er steht,
Ganz mit Ameisen übersät.

Da gab es manchen Biß und Stich.
Der Knabe tobt' und wehrte sich,
Allein es war nicht loszukommen,
Gar übel ward er mitgenommen.

Wie laut ist sein Geheul erschollen!
Er kam nach Haus ganz aufgeschwollen,
Und klagt' mit lautem Wehgeschrei
Was ihm im Wald begegnet sei.

Da sprach die Mutter: „Sieh', mein Sohn,
Das ist der bösen Buben Lohn;
Kannst du so kleine Thierchen plagen,
So magst du auch die Strafe tragen!"

Das Kartenhaus.

„Sieh' da mein hohes Kartenhaus!"
Rief einst derselbe Knabe aus,
Von dem so eben ich erzählt,
Daß er die kleinen Thierchen quält.

Ein wahres Schloß hat er erbaut
Von Karten, sieh', da kommt und schaut
Sein Schwesterchen neugierig zu
Und spricht: „O wie geschickt bist du!"

Doch wie das Mädchen also spricht,
Das Kartenhaus zusammenbricht.
Sie hat's fürwahr nicht gern gethan,
Sie hauchte nur zufällig dran.

Da fängt der Knabe an zu schrein.
Will schlagen gar sein Schwesterlein.
Er schalt und tobte gar so sehr,
Als ob's das größte Unglück wär'.

Die Mutter kommt zum Glück dazu
Und spricht: „Was schiltst und tobest du?
Dein Kartenhaus war nicht so fest,
Wie neulich das Ameisennest.

Auch ist dein Kartenhaus nichts nutz,
Gibt niemand Wohnung oder Schutz,
Es schadet niemand in der Welt,
Wenn es einmal zusammen fällt.

Auch warf es ja dein Schwesterlein
Nicht mit Gewalt und Bosheit ein.“ —
— Der Knabe fühlte wohl den Stich,
Schwieg mäuschenstill und schämte sich.

Der Knabe und das Vögelchen.

K. Siehe dort am Scheuerthor,
Wie das Vöglein pickt und sucht!
Warte, mit dem Blaserohr
Will ich schützen unsre Frucht.
Bleibet stehen, schweiget still,
Wartet, wie ich's treffen will.

V. Knabe, sag', was schadet das,
Wenn ich hier ein Körnlein find?
Nützen dir die Körner was,
Die am Thor zerstreuet sind'?
Gönne mir in Wintersnoth
Dieses halb zertret'ne Brod.

K. Weil du keine Scheuer hast,
Nun so friß und fliege zu!
Sei bald wieder unser Gast,
Vor dem Blasrohr hast du Ruh'
Aber eins beding' ich mir:
Singen mußt du mir dafür.

V. Wenn der Frühling wieder naht,
Komm hinaus in Feld und Wald,
Hören sollst du früh' und spat,
Wie der Sang so lustig schallt.
Läßest du mich friedlich fort,
Halt' ich dir im Frühlig Wort.



Die Christbescheerung.

Die Christnacht ist's; im warmen Raum
Da sehen wir beisammen
Um einen schönen Weihnachtsbaum
Mit seinen bunten Flammen,
So fröhlich Mann und Weib und Kind
Und auch das ganze Hausgesind.

Horch! wie das jubelt, wie das lacht!
O, wer beschreibt's mit Worten?
„Da sieh', was hier der Christ gebracht!
Sieh' einmal da nnd dorten!"
Viel Neues, Schönes überall,
Und immer neuer Jubelschall.

Doch draußen auf der Straße stehen
Ein Mädchen und ein Knabe.
Sie haben nie daheim gesehen
Solch schöne Weihnachtsgabe;
Sie sahn daheim im kalten Raum
Nie einen solchen Weihnachtsbaum.

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,"
Das lassen sie erklingen.
Die drinnen hörens. „Horchet! wer
Mag draus so lieblich singen?"
Da eilt die Mutter schnell hinaus,
Führt beide Kinder in das Haus.

Wie stehn sie an der Thür' verdutzt!
Sie trauen sich nicht weiter!
Da ist ja Alles schön geputzt,
Sie haben schlechte Kleider;
Doch spricht die Mutter: „Kommt heran!
Weihnacht ist heut' für Jedermann.

Und weil ihr uns so lieblich singt
Das Lied vom Jesusknaben,
Der allen Kindern Freude bringt,
Sollt ihr auch Freude haben.
He, Kinder! wer so reich beschenkt,
Thut wohl, wenn er der Armen denkt'.

Da eilt die ganze Kinderschaar,
Beschenkt die armen Gäste;
Verdoppelt, ja verdreifacht war
Die Lust am Weihnachtsfeste. —
Ja, selig, wer beim heil'gen Christ
Die armen Kinder nicht vergißt!

Der Osterhaase.

Ich waaß, was ich waaß.
Das Hinkel ist der Haas,
Die Mutter färbt die Eier,
Der Vater legt's ins Gras.
(Kinderspruch.)

Ostern ist ein lieblich Fest,
Denn da legt der Haase
Bunte Eier in das Nest
Auf dem weichen Grase.

Sagt einmal ein kleiner Wicht
Auf der offnen Straße:
„Kinder, glaubt das Märlein nicht,
Eier legt kein Haase."

Aber aus dem Fenster spricht
Seine alte Baase:
„Freilich legt er, aber nicht
Dir, du weise Nase!"

Hat der Bub' dazu gelacht,
Aber seine Baase
Sagte: „Schelm, nimm dich in Acht!
's hörts der Osterhaase."

Andern Tags am Osterfest
Läuft, als ob er rase,
Unser Bub' und sucht das Nest
Auf dem weichen Grase.

Wie erging es ihm so schlecht!
Leer, mit langer Nase,
Zog er ab. Es hatte Recht
Seine alte Baase.

Jedes Kind trug sieben, acht
Eier auf der Straße,
Ihn allein hat nicht bedacht
Dieser Osterhaase.

Weinend sprach er, tief bewegt:
„Daß der Osterhaase
Die gefärbten Eier legt,
Glaub' ich, liebe Baase.

Geh' hinaus und sag's ihm doch,
Sag's ihm, liebe Baase,
Bitte schön, dann find' ich noch
Eier in dem Grase."

Als sie dann gegangen war
Zu dem Osterhaasen,
Fand der Bube noch ein paar
Eier auf dem Rasen.



Der Bäcker und die Spatzen.

Es war Winter und ziemlich theuer,
Längst standen die Speicher leer,
Es hatte in seiner Scheuer
Der reichste Bauer nichts mehr.

Alle Vögel unter dem Himmel
Die hüpften umher auf den Straßen,
Wo sie das kleine Gekrümmel
Vor allen Häusern auflasen.

Da war auch ein reicher Bäcker,
Der litt fürwahr keine Noth,
Er besaß viel Häuser und Aecker,
Und verkaufte dabei viel Brod.

Als Bäcker war er sehr tüchtig,
Machte nie die Brode zu schwer,
Die Leute sagten, habsüchtig
Sei er, ja noch etwas mehr.

Besonders klein buck er die Wecken
Während dem ganzen Winter,
Sie waren warhaftig ein Schrecken
Des Morgens für sämmtliche Kinder.

Selbst die Vögel verjagte der Bäcker,
Vor allen die leidigen Spatzen,
Die immer frecher und kecker
Als andere picken und kratzen.

Das verdroß die armen Vögel,
Und sie sagten in ihrem Rathe:
Der Bäcker ist wahrlich ein Flegel,
Doch es sei sein eigener Schade.

Es gab der Spatzenkönig Befehle,
Daß jeder kräftige Spatz
Am Morgen ein Weckchen stehle
Beim Bäcker am großen Platz.

Das braucht' er nicht zweimal zu sagen,
Es waren der Spatzen genug,
Die wollten die Wecke wegtragen
Dem Bäcker im eiligen Flug.

Am Morgen in aller Frühe
Da waren die Spatzen am Ort,
Trug jeder mit leichter Mühe
Dem Bäcker ein Weckchen fort.

Da hat der Bäcker getobet,
Er ward wie vom Schlage gerührt;
Das Volk hat die Spatzen gelobet,
Was ihnen nicht häufig passirt.

Wie haben die Mädchen und Bübchen
Den geizigen Bäcker verlacht!
Sie sangen und schabten ihm Rübchen:
„Hat die Wecke zu klein gemacht!“

Phylax, der Retter.

Einst spielten zwei kleine Mädchen
Zusammen am rauschenden Bach,
Es gingen die zwei Kamerädchen
Den lieblichen Blümchen nach.

Da kam das eine derselben
Zu nah' an das Ufer heran;
Die Schlüsselblumen, die gelben,
Die lockten das Mädchen an.

Es eilte mit flüchtigem Schritte —
O hätt' es sich vorgesehn! —
Mit einem einzigen Tritte
War's um das Mädchen geschehen.

Das andere sah es versinken,
Und schrie und jammerte laut.
Wer rettet das Kind vom Ertrinken?
Da kommt ein Retter! da schaut!

Ein Hund ist's. Siehe, der springet
Ins Wasser hinab wie der Wind.
Wie schwimmet er eilig und bringet
Bis zu dem versunkenen Kind!

War oft in das Wasser gesprungen,
Zu apportiren den Stock,
So ist es auch jetzo gelungen,
Er hat ja das Mädchen am Rock.

Er schwimmet, er bringt es zum Lande
Gerettet aus Todesnoth;
Dort liegt's auf dem Ufersande,
Wohl bleich ist's, aber nicht todt.

Es lief die fröhliche Kunde
Alsbald von Munde zu Mund
Und Phylax hieß von der Stunde
Der Menschen-errettende Hund.



Der Papagai und die Nachtigall.

Am Fenster eines Schlosses hing
In einem großen goldnen Ring
Ein wunderschöner Papagai.
Und während er sich schaukelnd wiegt,
Und stolz sich spreizet, sieh' da fliegt
Just eine Nachtigall herbei.

Da ruft der Papagai: „Schau, schau!
Das kleine Thier ist krötengrau',
Geh', pack' dich, lasse dich nicht sehn!
Und still die Nachtigall entflieht,
Verbirgt sich, daß sie keiner sieht
Der Leute, die vorübergehn.

Und siehe, die vorübergehn,
Sie bleiben vor dem Fenster stehn,
Bewundern laut den Papagai.
Wie schwillt dem Stolzen da die Brust,
Wie höret er das Lob mit Lust,
Daß er der allerschönste sei!

Doch horch! jetzt schlägt die Nachtigall,
Und ihrer Stimme süßer Schall
Die Wandrer alle ganz entzückt.
Von allen Menschen rings umher
Hat plötzlich auch nicht einer mehr
Nach unserm Papagai geblickt.

Wie war der Papagai beschämt!
Wie hat er sich so tief gegrämt,
Daß ihn die Welt so schnell vergaß,
Daß er mit seiner Federzier
Besiegt war durch das graue Thier,
Das unsichtbar im Busche saß.

So geht es noch heute:
Kleider machen Leute.
Doch wer nicht so geputzt ist,
Nicht so stolz aufgestutzt ist,
Aber dafür etwas kann,
Ist doch weit besser daran.

Die gebratene Taube.

„Der Hans ist dumm!“ so spricht die Welt.
Wahr ist's, daß er sich seltsam stellt,
Doch ist er grade so gescheidt,
Wie dutzendtausend andre Leut'.

*

Der Hans schenkt nämlich vollen Glauben
Dem Mährchen, daß gebrat'ne Tauben
Dem Glückskind in die Zähne fliegen.
Drum wartet er bequem zu Haus,
Er ruht vom Müßiggehen aus,
Und denkt: „Ich werd' mein Theil schon kriegen.“

Einst saß er in der Abendstunde
Hübsch faul mit aufgesperrtem Munde,
Und paßt' auf einen Taubenbraten;
Da schwirrt es oben in der Luft,
Der Hans ist ganz entzückt und ruft:
„Ha! endlich, endlich wird's gerathen!“

Und sieh', er hat sich nicht geirrt,
Der Vogel, der da oben schwirrt,
Der fliegt ihm grade nach dem Munde.
Hans beißt hinein, zieht dann heraus:
Pfui tausend! eine Fledermaus!
Da speit er nun, der faule Kunde.

Wer auf gebrat'ne Tauben harret
Der wird just ebenso genarret,
Was sich ein jeder Faulpelz merke!
Und wer gebrat'ne Tauben will,
Der sitz' nicht müßig, träg' und still,
Verdiene sie durch seine Werke!



Das Dohlennest.

„Fischen, Jagen, Vogelstellen
Verdarb schon manchen Junggesellen."

Wahr ist, was dies Sprichwort sagt,
Aber — Gott sei's geklagt! —
Es geht, wie mit jeder Wahrheit und Tugend:
Sie merkt nicht darauf, die liebe Jugend.
Am wenigsten lassen die jungen Gesellen
Sich warnen vor dem Vogelstellen.
Sie meinen, das sei eben
Ein gar köstlich Leben,
So im Wald herumzustreichen
Unter Birken und Eichen,

Unter Fichten und Buchen,
Und Vogelnester zu suchen.
Vogelnester ausheben,
Ist freilich ein köstlich Leben,
Besonders für Knaben,
Die nichts zu thun haben.
Sie könnten freilich Besseres treiben
Und von den Vögeln bleiben,
Vor allen Dingen
Von den Vögeln, die singen.
Ueberhaupt ist's gerathen:
Laß die Thiere gehn, die nicht schaden!
Schon gar manche Knaben,
Die das nicht befolgt haben,
Sind sehr übel weggekommen.
Ich hab' davon ein Beispiel vernommen.
Wer es hören will,
Der horche zu und sei still!
In einem Dorfe war ein Kirchthurm,
Hoch, aber fest gegen Wetter und Sturm,
Und Vögel nisteten oben im Dach,
Denen sagte man allerlei Böses nach.
Es waren Spatzen, Elstern oder Dohlen;
Man sagte, sie hätten schon vieles gestohlen,
Vielleicht hat man's nur gemeint,
Kurz, das ganze Dorf war den Vögeln feind.
Man hätte gern mit Hacken und Stangen
Die Nester zerstört und die Vögel gefangen,
Doch es war schwer beizukommen.
Da haben es drei Buben unternommen,
Den leidigen Spatzen und Dohlen,
Die schon so vieles gestohlen,
Die Nester sammt den Jungen zu holen.

Sie stiegen mit einer Leiter
In die Glockenstube und noch weiter,
Aber das wollte nichts nützen und frommen,
Es war den Nestern nicht beizukommen,
Sie waren außen unter das Dach gebaut,
Und dahin hat sich doch keiner getraut.
Endlich, nach langem Ueberlegen,
Sprach der eine keck und verwegen:
„Wir kommen doch zum Ziele!
Wir holen eine eichene Diele
In des Schreinermeisters Haus,
Und schieben sie zum Schalloch hinaus;
Die haltet ihr innen fest,
Ich steige hinaus an das Dohlennest.“

Wie gesagt, so gethan.
Sie holen das Bret und legen es an
Und der eine dieser drei,
Der da sagt, er sei schwindelfrei,
Rutscht auf dem Bret hinaus ins Freie
Und drinnen halten die andern zweie.

Jetzt ruft der draußen: „Halt fest!
Da hab' ich wirklich ein Dohlennest.“
Doch den zwei Haltern wird's schwer,
Und der eine sagt: „Ich kann nicht mehr.“
Die beiden Knaben strengen sich an,
Sie halten das Bret, sie hängen sich dran,
Doch es war draußen zu schwer,
Es ging nicht mehr.
Sie rufen, sie schreien, aber ach!
Schon läßt der eine ein wenig nach.
Ein Ruck — das Bret ist innen verkürzt,
Der Knabe draußen hinabgestürzt.

Das Dohlennest noch in der Hand
Liegt er wie todt auf des Kirchhofs Sand,
Und sein Vater mit großem Jammer
Trägt ihn für todt in die Kammer.
Todt ist er nicht, aber schwächlich
Für alle Zeit und gebrechlich.
So büßt er die ganze Lebenszeit
Seine unsinnige Verwegenheit.



Der kleine Schwanritter.

Es haus'te einmal auf hohem Schloß
Ein Graf mit großem Dienertroß.
Daran merket ihr gleich,
Daß der Graf nicht arm war, sondern reich.
Er war wirklich im ganzen Land
Als der allerreichste Herr bekannt.
Aber zu seinem vollen Glück
Fehlte noch ein einzig Stück —
Eine Frau — er hatte noch keine,
Drum ritt er aus und suchte sich eine.
Reiche Grafen bekommen schon Frauen,
Sie dürfen sich nur darnach umschauen.

Der da ritt auch keine hundert Stunden,
So war schon eine gefunden.
Er fand nämlich ein Schwesternpaar,
Das schönste, das im Land war;
Von den beiden wählt' er sich eine,
Nicht die ältere, sondern die kleine,
Ein Bild von lieblicher Jugend,
Von Unschuld, Sanftmuth und Tugend.
Mit dieser kehrt' er in sein Schloß zurück,
Und lebte drei Jahre in großem Glück.

Aber der Schwester, der älteren,
Der hochmüthigen, kälteren,
That die Wahl des Grafen leid:
Ihr wäre lieber gewesen,
Er hätte sie auserlesen;
Doch sie schwieg und verbarg ihren Neid.
Aber neidische Leute
Haben selten viel Ruh' und Freude,
Sie haben immer zu sinnen,
Wie sie es anspinnen,
Daß sie Andern den Rang abgewinnen.
So grübelte voll Neid
Der Gräfin Schwester lange Zeit.

Siehe, da kam einmal ein Weib,
Alt und häßlich am ganzen Leib,
Ein gar seltsam Wesen,
Konnte den Leuten in der Hand lesen,
Wie vor Jahren
Ihre Schicksale waren;
Und wer es erfahren wollte,
Dem sagte sie, was er erleben sollte;

Verstand auch nebenbei
Viel von Zauberei:
Konnte mit Worten, ohne zu handeln,
Menschen in allerlei Thiere verwandeln.
Von der war etwas zu lernen,
Sie las sogar in den Sternen.
Und wirklich ließ sich das Fräulein herbei,
Und lernte von der Alten die Zauberei.

Und zu derselbigen Zeit schrieb
Die Gräfin einen Brief voll Schwesterlieb';
Sie lud die Schwester dringend ein,
Zu kommen und ihr Gast zu sein,
Damit sie doch einmal sehe,
Wie gut es ihr gehe,
Und was für ein liebes Kind sie habe.
Das Kind war ein schöner, munterer Knabe.
Ach! die Gräfin in ihrem Glücke
Ahnte nichts von der Schwester Neid und Tücke.
Und die junge Hexe und Zauberin
Machte sich auf, und reis'te hin.

Mit liebevollem Verlangen
Auf dem Schloß erwartet und empfangen,
That sie gar hold und freundlich,
Und war doch im Herzen so feindlich.
Wie hat sie Liebe geheuchelt,
Wie hat sie der Schwester geschmeichelt!
Sie that vor ihrem Schwager, dem Grafen,
Als sei sie die bravste der Braven.
Wie that sie so schön mit dem kleinen Knaben!
Seine Mutter konnt' ihn nicht lieber haben.
Und wie gegen Vater, Mutter und Kind,
That sie freundlich auch gegen das Hausgesind.

Doch sie selbst sah mit Schmerzen
Im neidischen Herzen
So hundert und hundert Stücke
Von ihrer Schwester Reichthum und Glücke,
Und sprach täglich bei sich:
Das wäre etwas für dich!
Sie sann im Wachen und Träumen,
Wie sie könnte die Schwester wegräumen;
Sie wäre um alles in der Welt
Gern an ihren Platz gestellt.
O Himmel! so weit
Bringt die Menschen der Neid!
Darum hat in den ersten Tagen
Kain schon seinen Bruder erschlagen.

Wo die Menschen nicht rasten noch ruhn,
Sich immer besinnen, um Arges zu thun,
Da finden sie zu aller Zeit
Mittel und Gelegenheit.
So war einstens ein Sommerabend,
Lieblich, heiter, die Sinne erlabend;
Da gingen die Schwestern zusammen allein
Spazieren im Mondschein.
Sie gingen von des Schlosses Höh'
Hinunter an den See,
Dessen Wasser die Luft kühlte,
Und der steilen Felswand,
Auf welcher das Schloß stand,
Unten den Fuß bespülte.
Die Gräfin sprach von ihrem Glücke,
Aber der Schwester, die sah,
Daß niemand fern noch nah',
Schwoll die Brust vor Neid und Tücke.

Ein einziger Stoß,
Und sie war der Verhaßten los.
Tödten will sie sie nicht,
Sie stößt sie ins Wasser, und spricht:
„Von nun an
Sei ein Schwan,
Und wandle nimmer auf Erden,
Bis die Schwäne zu Rossen werden!“

Der Zauberin Wort war erfüllt:
Die Gräfin, das liebliche Frauenbild,
Die die Schwester so freundlich behandelt,
Sie war in einen Schwan verwandelt.
Mit schneeweißem Gefieder
Schwamm sie am Ufer auf und nieder,
Mit leisen Tönen wehklagend,
Leid um Kind und Gatten tragend.

Aber die Betrügerin,
Die grausame Schwester, die Tiegerin,
Erhebt in ihrer Heuchelei
Ein lautes Klagegeschrei;
Sie eilt auf das Schloß zurück
Und berichtet das Unglück;
Sie erzählt unter Jammer und Weh,
Es habe die neidische Wasserfee
In des Seees Wogen
Die Schwester plötzlich hinabgezogen.
Den Jammer kennt ihr euch denken,
Und mir die Erzählung davon schenken.
Der Graf hat geforscht und gesucht,
Ohne Erfolg und Frucht.

Man fuhr auf den See mit Kähnen,
Begegnete nur ein paar Schwänen;
Besonders ein weißer Schwan
Schwamm immer recht nah' heran
Doch wo so viel Glück zertrümmert,
Kein Mensch sich um ein paar Schwäne kümmert.
Die Gräfin war fort, und der Graf trug Leid
Um seine Gemahlin lange Zeit.

Die falsche Schwester hat jetzt
Dem kleinen Knaben die Mutter ersetzt;
Am Tag, am Abend und am Morgen
War sie thätig, das Kind zu versorgen.
Sie ordnete bald,
Den ganzen Haushalt!
Sie wußte sich in allen Sachen
Wahrhaft unentbehrlich zu machen,
Und bis zum erwünschten Ziel
Trieb sie ihr heuchlerisch Spiel.

Ein Jahr war verflossen,
Viel Thränen vergossen,
Unter Jammer und Klagen
Viel Leid getragen.
Da dachte der Graf daran,
Was seine Schwägerin gethan,
Wie sorgsam und gelinde
Sie umging mit seinem Kinde,
Wie sie Tag und Nacht
Mit Geschick und Bedacht
Geleitet das ganze Hausgesinde.
Er wollte sie darum eben
Zu seiner Gemahlin erheben.

Das wünschte schon lange
Die falsche Schlange,
Doch that sie, als ob sie das gar nicht verlange.

Der edle Graf hatte jetzt
Den Tag der Hochzeit festgesetzt,
Und man rüstete auf diesen Tag
Ein großes festliches Gelag.
Der Graf ritt auf die Jagd,
Zu Hause rührten sich Knecht und Magd,
Und über der Sorge für Trinken und Essen
Wurde das Söhnlein fast ganz vergessen.
Es lief unbemerkt aus dem Thor
Weit auf die Felswand hervor,
Und schaute von der Höh'
Hinab in den See.
Da schwamm ein weißer Schwan
Eilend auf dem Wasser heran,
Und schaute hinauf zu dem Knaben,
Als wollt' er etwas zu fressen haben.
Das Kind kannte den Schwan,
Er schwamm gar oft an das Schloß heran.
Es hatte Brod in der Hand,
Und warf Stückchen über die Felswand,
Und der weiße Schwan
Sah es immer wieder bittend an,
Und aus der weißen Brust kamen Töne,
Wie ein leises Klaggestöhne.
Ach! er schwamm ja voll Leid und Weh
Hin und her auf dem See.

Plötzlich erhob sich ein Wind,
Und das kleine Kind,

Das nicht wohl auf seiner Huth,
Stürzte hinab in die Fluth.

In demselben Augenblick
Kam der Graf von der Jagd zurück.
Er hört den Schrei schallen,
Er sieht sein Kind fallen,
Und gleich einem Pfeile
Mit Windeseile
Fliegt der laute Rufer
Heran an das Ufer.
Er will in den See hinunter,
Aber siehe! o Wunder!
Ein schneeweißer Schwan
Schwimmt gegen das Ufer heran,
Und mit Entzücken
Sieht er auf des Schwanes Rücken
Einen kleinen Reiter:
Es war sein Söhnlein, gesund und heiter.
Der Schwan, der das Kind auf sich genommen,
Kommt heran an das Ufer geschwommen,
Und wie er mit dem ersten Schritt
Auf die Erde tritt,
Wird aus dem Schwan alsbald
Eine wunderliebliche Frauengestalt.
In ihre Arme geschwind
Faßt sie das Kind,
Und sinket voll Weh und Lust
An des Grafen Brust.
Und der staunende Graf erkennt
Sein Weib, von dem er so lange getrennt,
Das ihm der See geraubt,
Das er längst todt geglaubt.
O wie jubelt er laut,
Da er Weib und Kind gerettet erschaut!

Die böse Zauberin hatte gewollt,
Daß ihre Schwester ein Schwan werden sollt',
Daß sie nimmer wandle auf Erden,
Bis die Schwäne zu Rossen werden.
Es war gegangen nach ihren Worten,
Der Schwan war das Roß des Kindes geworden.
Der kleine Reiter mußte den bösen
Zauber des falschen Weibes lösen.

Aber die Falsche hatte von oben gesehen,
Was unten am Ufer des Seees geschehen,
Und vor Zorn und Schrecken bleich
Sank sie nieder und starb sogleich.

Der Graf und die Gräfin lebten von heute
In ungetrübtem Glück und in Freude,
Und ihr Sohn wuchs fortan
Herrlich und kräftig heran,
Und hieß der Ritter vom weißen Schwan.

Hans Dummerjan.

Hans Dummerjan hat einst gehört,
Das Gold das falle so vom Himmel.
Das hat ihm ganz den Sinn bethört,
Dem großen aber faulen Lümmel.
Und als das Sternheer zog herauf,
Da paßte Hans gewaltig auf,
Sah unverwandt in das Gewimmel.

Und sieh' der Himmel war ihm hold,
Sternschnuppen sieht er plötzlich fliegen;
Sie fallen. — Sicher ist das Gold!
Das muß dort auf dem Hügel liegen.
In höchster Eile rennt er fort,
Blind gierig nach dem goldnen Hort,
Denkt schon: „Was mag der Klumpen wiegen?"

Und als er endlich oben war,
Und hastig sucht im hohen Grase,
Da blinkt es hell; nun stürzt er gar
Darauf sich hin mit Mund und Nase.
O weh! er blutet wie ein Schwein.
Jedoch was thut's? der Schatz ist sein,
Er hat — ein Stück von weißem Glase.

Wer Gold und Gut erlangen will
Der stehe ja nicht müßig still,
Er rühre flugs Verstand und Glieder.
Doch wer, wie Hans, noch in der Welt
Glaubt, daß das Gold vom Himmel fällt,
Der stößt die Nase garstig wieder.

Der Rabe und der Jäger.

R. Jäger, was hast du vor?
Warum spannst du dein Rohr?
Warum legst du auf mich an?
Was hab' ich dir Leids gethan?

J. Rab', du bist vogelfrei,
Mich ärgert dein wüst Geschrei,
Darum zu meiner Lust
Schieß' ich dir durch die Brust.

R. Halt, Jäger, halt!
Schieß' nicht so bald!
Läßest ja Menschen in Ruh',
Die nicht so sind, wie du.

J. Rab', du hast Recht,
Viel Menschen sind schlecht,
Weit schlechter, als du,
Und leben in Ruh'.

R. Jäger, drum eben
Geh, laß mich leben!
Jäger, gib Gnade,
Da ich ja gar niemand schade.

J. Rabe, flieg' hin,
Dein Wort hat Sinn.
Man muß viel dulden in der Welt,
Was einem gar nicht gefällt.

Das Gänschen.

Ein Gänschen, noch ganz jung und dumm,
Schaut einmal nach dem Wetter um,
Ob es noch heute regnen werde.
Es dreht den Kopf schief auf die Seit',
Schaut rechts hinauf ganz himmelweit,
Und links hinunter auf die Erde.

Rechts droben sieht die junge Gans
Die Sonn' in ihrem schönsten Glanz,
Links unten lag ein Korn zu fressen.
Da schwankt ihr jugendlich Gehirn
So zwischen Korn und Tagsgestirn,
Daß sie das Korn beinah' vergessen.

Da kommt ein stolzer alter Hahn
Ganz gravitätisch nah' heran,
Sieht, wie die Gans zum Himmel gucket.
Zu gleicher Zeit sieht er da vorn
Das allerschönste Waizenkorn,
Und flugs hat er's hinabgeschlucket.

„Hahn," sprach die Gans: „nimm dich in Acht,
Das Korn war mein, ich hab's bewacht
Beinahe schon drei Viertelstunden."
Bedächtig sprach der alte Hahn:
„Mein Gänschen, was geht mich das an?
Ich habe ja das Korn gefunden.

Das Korn ist fort, du kriegst's nicht mehr,
Doch nimm dafür die weise Lehr',
Kostbare Zeit nicht zu verträumen.
Schau immerhin recht fern und weit,
Doch mußt du auch zu keiner Zeit
Das, was dir nahe liegt, versäumen."

Der Knabe und die Glocken.

Im Dorfe der wildeste Junge
Der zog die Glocken so gern,
Wenn's läutete, war er im Sprunge
Im Thurm am Hause des Herrn.

Zog allemal mit an dem Seile,
Und hörte der Glöckner dann auf,
Dann schnellt' er sich noch eine Weile
Am schwingenden Seile hinauf.

Zu läuten zu anderer Stunde,
Das hat ihm der Glöckner versagt,
Doch hat der muthwillige Kunde
Es öfter als einmal gewagt.

Oft hat es zu anderen Zeiten,
Wenn alle die Glocken verstummt,
Wo niemand dachte ans Läuten,
Ein-, zwei-, auch dreimal gebrummt.

Da sind die Leute erschrocken,
Da schauten sie all' nach dem Thurm,
Sie meinten, die Klänge der Glocken
Bedeuteten Tod oder Sturm.

Dem Jungen ward's ernstlich verwiesen:
Daß du nimmer die Leute erschreckst,
Gib Acht! du mußt es noch büßen,
Daß du schlafende Glocken erweckst.

Da lächelt ungläubig der Junge,
Die Glocken die fürchtet er nicht,
Er weiß, daß die eherne Zunge
Nur droben im Glockenhaus spricht.

Doch einstens verweilet der Bube
Allein in dem Gotteshaus;
Er steigt in die Glockenstube,
Und schauet zum Fenster hinaus.

Da fängt es an sich zu regen,
Die Glocken, die eben noch stumm,
Sie kommen in leises Bewegen,
Dann läutet es: bim bam bum!

Den Buben durchrieselt der Schrecken,
Er möchte den Glocken entfliehn,
Doch von allen Enden und Ecken
Verhindern die Glocken ihn.

Herüber, hinüber taumelt
Der Bube, und suchet den Steg,
Doch über dem Stege da baumelt
Die größte, versperrt ihm den Weg.

Ein unaufhörlich Bewegen,
Wohin er sich wenden will,
Eine Glocke schlägt ihm entgegen
Mit lautem Getön und Gebrüll.

Den Buben ergreifet Verzagen,
Er rufet, er schreit wie bethört.
Wo die Glocken zusammenschlagen,
Da wird kein Rufen gehört.

Die Ohren betäubt, und die Glieder
Mit Zittern und Beben erfüllt,
Steigt später der Knabe hernieder,
Als das Läuten der Glocken gestillt.

Es hat der muthwillige Kunde
Nie wieder die Leute erschreckt,
Zu ungewöhnlicher Stunde
Nie wieder die Glocken geweckt.

